

## Vom Dodo lernen

### Öko-Mythen um einen Symbolvogel des Naturschutzes<sup>1)</sup>

von Georg Menting, Lippstadt und Gerhard Hard, Osnabrück

#### 1. Der Naturschutz und seine Symbole

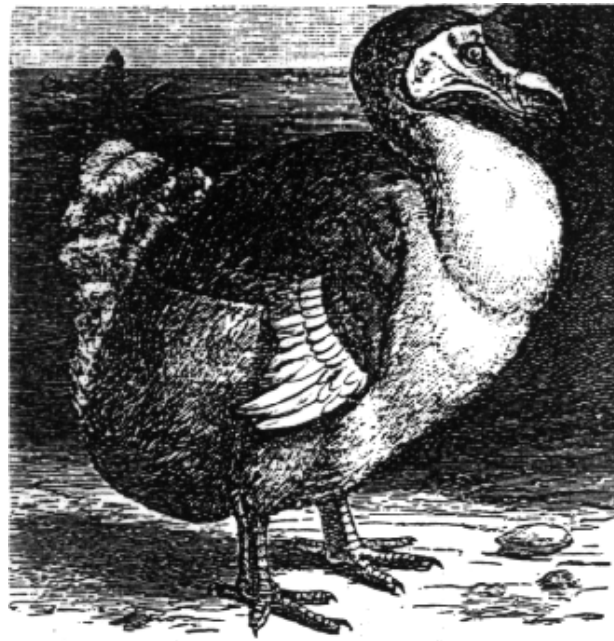
Der Naturschutz ist ein ganz und gar symbolorientiertes Handlungsfeld. Wenn der Naturschutz überhaupt etwas schützt, dann schützt er vor allem Symbole von etwas. Er schützt nicht Natur, sondern z. B. traditionelle Kulturlandschaften, die für »Natur« stehen (d. h. mit irgendeiner Idee von Natur assoziiert sind); er schützt nicht Vielfalt, sondern z. B. seltene Vögel, die »Vielfalt« symbolisieren. Der Symbolcharakter aller naturschützerischen Ziele, Maßnahmen und Gegenstände ist aber noch nicht das ganze Handicap; auch das, worauf die Symbole des Naturschutzes hinweisen, nämlich »Natur« und »Vielfalt«, das sind selbst wieder nur Symbole: »Natur« steht für alles Ursprüngliche und Echte, »Vielfalt« für Vollkommenheit - und beides, historisch gesehen, für die Weisheit und das Künstlertum des Schöpfers. Denn fast alle ökologischen und anderen Ideale des modernen Naturschutzes – von Gleichgewicht bis Vielfalt – sind, wie die Ideengeschichtler immer wieder zeigen, von Hause aus Lobpreisungen Gottes und seiner Schöpfung und haben letztlich nur in diesem theologisch-»theoökologischen« Kontext einen guten Sinn.

Den Naturschützern selber scheint ihr Symbolhunger und die Verzerrung ihres Blickwinkels nur in den wenigen Augenblicken großer Reflexion bewusst zu werden. Diese stellen sich – wenn überhaupt – dann noch am ehesten nach großen Erfolgen ein, also in Situationen, in denen sich Euphorie und Enttäuschung zu einer seltsamen Melange verbinden: So z. B., als sich die Umweltschutzorganisation »Greenpeace« nach dem weltweit durchgesetzten Walfangverbot über den symbolischen Charakter ihrer Kampagne zum Schutz dieser großen Meeressäuger fast selbstkritische Gedanken machte: »Wir haben einer einzigen Tiergruppe einen geradezu göttlichen Status eingeräumt, in dem wir alle ihre Mitglieder zu einem Symbol zusammengefasst haben. (...) zum Symbol für alles, was auf unserem Planeten falsch – oder richtig – gemacht wird“ [vgl. ELLIS 1993].

Dass auch der Gegenstand dieses Beitrages, der berühmte Dodo, ein solch hochverdichtetes Symbol ist, wurde uns erstmals während einer stadt(!)ökologischen Exkursion deutlich. Man sprach über gefährdete Pflanzenarten; jeder von denen, mit denen er es zu tun hatte. Überraschend äußerte ein Teilnehmer, dass ihm die heutige Gefährdung heimischer Arten zwar nahe gehe – am meisten betroffen gemacht habe ihn aber die Ausrottung des Dodo auf Mauritius vor mehr als 300 Jahren. Zu unserer noch größeren Überraschung stieß diese in mehrfacher Hinsicht exotische Bemerkung (drehte sich das Gespräch doch erstens um Pflanzen und zweitens um das Gebiet der Bundesrepublik) nicht auf Befremden, sondern auf allgemeine Zustimmung. Einen Augenblick war sogar eine Art von betroffener Ergriffenheit zu spüren.

---

<sup>1</sup> Aktualisierte Fassung eines ursprünglich in der Zeitschrift für angewandte Ökologie »Naturschutz und Landschaftsplanung« (01/2001) veröffentlichten Beitrages einschließlich der Reaktionen empörter Leser und der Replik der Autoren (04/2001).



Dronte (*Didus ineptus*).

**Abb. 1 (oben):** Typische Darstellung des Dodo in den Lexika des 19. u. der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert [MEYERS GROSSES KONVERSATIONS-LEXIKON 1903].  
**Abb. 2 (unten):** Weniger typische Dododarstellung aus einem Lexikon Ende des 19. Jahrhundert [BROCKHAUS' CONVERSATIONS-LEXIKON 1883].



Wir fragen daher: Wer war dieser Dodo, dessen mehr als 300 Jahre zurückliegendes Aussterben auf einer Insel im indischen Ozean noch mitteleuropäischen Naturschützern von heute so ans Herz geht, dass ihr Schmerz über den gegenwärtigen Verlust heimischer Tier- und Pflanzenarten neben der Erinnerung an das Aussterben dieses seltsamen Vogels zumindest in bestimmten Situationen ganz verblasst? Warum ist er ein so hochverdichtetes naturschützerisches Symbol, und was können wir vom Dodo lernen?

## 2. Wer war Dodo?

Der »echte« oder Gemeine Dodo (*Raphus cucullatus*) existierte nirgends sonst als auf der Insel Mauritius (eine verwandte, als »Solitaire« oder »Einsiedler« bezeichnete Art hat auf einer benachbarten Insel gelebt). In den Lexika des 19. und 20. Jahrhunderts wie noch in der jüngeren Fachliteratur wird der in Deutschland häufig auch als »Dronte« bezeichnete Dodo sehr ausführlich und ziemlich übereinstimmend beschrieben [vgl. z. B. MEYERS GROSSES KONVERSATIONSLEXIKON 1903, BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE 1968, THE ENCYKLOPEDIA AMERICANA 1983, HACHISUKA 1953, LÜTTSCHWAGER 1961]: Der Dodo sei eine ausgesprochen merkwürdige oder gar hässliche, plumpe, bis zu 25 Kilogramm schwere, truthahngroße Vogelart mit einem verschlissenen grau- bis grauschwarzen Federkleid, verkümmerten gelblichen Stummelflügeln, vierzehigen Scharrfüßen an kurzen stämmigen Beinen, einer nackten Gesichtsmaske und einem mächtigen tiefgespaltenen Hakenschnabel (vgl. **Abb. 1 u. 2**). Zudem soll er ein auffällig fettes Hinterteil besessen haben, an dem sich statt eines Schwanzes »nur vier oder fünf aschgraue krause Federchen« [MEYERS CONVERSATIONS-LEXIKON 1846] befanden. Das Verhalten des flug- und schwimmunfähigen sowie »im Laufen unbehilflichen« Dodo [REAL-ENZYKLOPÄDIE 1865] wird ebenfalls ziemlich übereinstimmend als träge, einfältig und »von Natur aus dumm« [ebd.] beschrieben – diese Beschreibung passt zu seiner zur Karikatur herausfordernden Gestalt.

Über die systematische Zugehörigkeit des Dodos haben die Ornithologen mehr als 200 Jahre gestritten und ihn u. a. den Geiern, den Pinguinen, den Schnepfen, den Ibissen, den Kranich- sowie den Taubenvögeln zugeordnet. Erst durch die moderne Genforschung konnte endgültig klargestellt werden, dass er der Ordnung der Taubenvögel zuzurechnen. Als engste heute noch lebende Verwandte des Dodo gilt seit den genetischen Untersuchungen die im Südosten Asiens lebende Kragentaube (*Caloenas nicobarica*), eine maximal einen halben Meter große Erdtaube [vgl. SHAPIRO et al. 2002].

Nach heutiger Kenntnis kam die erste Kunde vom Dodo durch Reiseberichte holländischer Seefahrer nach Europa, die Ende des 16. Jahrhunderts auf der – von den Portugiesen ca. 100 Jahre zuvor erstmals aufgesuchten – Insel landeten [LÜTTSCHWAGER 1961]. Bis zur Ihrer Entdeckung sollen die Dodos die Insel zu Tausenden bevölkert haben.

## 3. Dodos Untergang

Nach allgemeiner Auffassung begann der Untergang des Dodo, als holländische Schiffsbesatzungen Ende des 16. Jahrhunderts die Insel auf ihrer Reise in den indi-

schen Ozean als Bezugsquelle für Wildfleisch nutzten. Da die flugunfähigen, behäbigen Dodos auf der unbewohnten Insel offenbar keine Feinde hatten und keinen Fluchtinstinkt entwickelten, waren sie für die Seeleute eine leichte Beute – was dem Vogel dann auch den Ruf abgrundtiefer Dummheit verschaffte. Im Unterschied zu den später auch lebend als Fleischreserve mitgeführten Schildkröten wurden die Dodos entweder direkt verzehrt oder gepökelt in den Vorratskammern der Schiffe gelagert.

Dies war jedoch nicht die einzige Ursache für die Vernichtung der Dodopopulation auf Mauritius; genauso verheerend sollen sich Schweine, Affen, Hunde und Ratten ausgewirkt haben, die auf die Insel importiert bzw. eingeschleppt wurden, sich dort massenhaft ausbreiteten und für die Gelege und die Jungen des bodenbrütenden Dodo eine tödliche Gefahr darstellten. Bereits um 1690, kaum ein Jahrhundert nach der ersten Nutzung der Insel durch holländische Seefahrer, war der Dodo ausgestorben. Dieses Schicksal teilte der Dodo allerdings mit vielen anderen Vogel- und Tierarten abgelegener Inseln, die es mit dem Menschen zu tun bekamen; aber auffälligerweise wurde keine dieser unglücklichen Kreaturen – selbst wenn sie wie die neuseeländischen Moas erheblich imposanter und zahlreicher waren – so berühmt wie der Dodo.

Um solche Inselpopulationen auszurotten, sind keinesfalls immer Kampagnen großen Ausmaßes nötig. Ein wie der Dodo flugunfähiges, zaunkönigähnliches Vögelchen namens Stephenschlüpfer (*Xenicus lyalli*), das auf einem kleinen felsigen Stück Land (Stephens Island) zwischen der Nord- und Südinsel Neuseelands lebte und in der Dämmerung wie eine Maus durchs Unterholz huschte, wurde z. B. im wesentlichen durch eine der Katzen des einzigen Inselbewohners, eines Leuchtturmwärterers, zum Verschwinden gebracht. Von dieser Tragödie wiederum hat die Welt nur erfahren, weil Mr. Lyall (der Leuchtturmwärter) ein Vogelkundler war und Katzen dazu neigen, ihre Beute vorzuzeigen. Elf der Exemplare, welche die Katze ins Leuchtturmwärterhaus schleppte, liegen heute »zerrupft und zersaust« wie sie waren, in verschiedenen Museen [vgl. QUAMMEN 1998, KEGEL 2000].

Für das Verschwinden von Tierarten kann keineswegs grundsätzlich der Mensch verantwortlich gemacht werden, auch wenn er während der Aussterbevorgänge zugegen war oder die entsprechende Tierarten zu seinem Beutespektrum gehörten. Wer aber im Rahmen der großen »Mensch-Natur-Erzählungen« des Naturschutzes denkt und fühlt, neigt dazu, Verantwortung und Schuld des Menschen ungebührlich zu betonen oder zu leichtfertig zu akzeptieren. Eine solche Denkneigung kann den Blick auf die Realitäten beträchtlich trüben. Wie könnte man sonst z. B. verstehen, dass die sogenannte Overkillhypothese, die besagt, dass das Massensterben der großen Landsäuger am Ende des Eiszeitalters (Mammut, Wollnashorn etc.) durch steinzeitliche Großwildjäger verursacht wurde, gerade von solchen Autoren aufgegriffen und propagiert wurde, die dem Naturschutz nahe stehen [etwa REMMERT 1988, GEISER 1992, BUNZEL-DRÜKE 1997, SCHÜLE-SCHUSTER 1997 oder KEGEL 2000]? Tatsächlich halten viele Paläontologen diese These für völlig abstrus [vgl. z. B. VON KOENIGSWALD 1999]. Demgegenüber passte die Geschichte vom steinzeitlichen Massenmord dem Naturschutz wohl allzu gut in sein pessimistisches Bild vom Umgang des Menschen mit der Natur – ein Bild, das die Naturschutzbewegung parallel mit dem Aufstieg der Industriegesellschaft entwickelt hat und dieser seither immer wie-

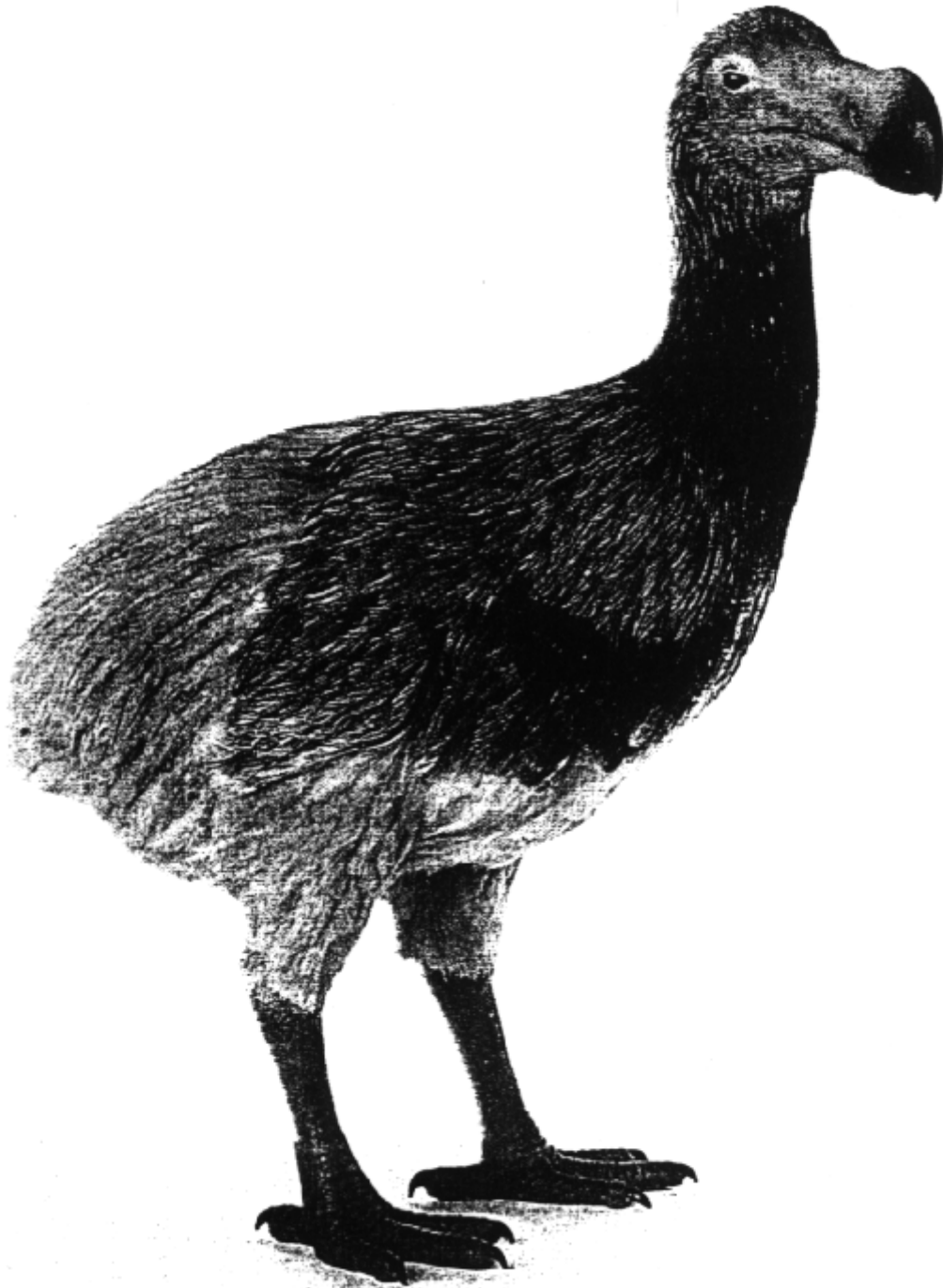
der anklagend vor die Augen führt [zur Diskussion und Kritik vgl. MENTING 1999 & 2000].

#### **4. Dodos posthume Karriere und die »große Erzählung« des Naturschutzes**

Der Dodo ist wohl das weltweit berühmteste Beispiel für eine Tierart, von der man annimmt, dass sie vom Menschen ausgerottet worden ist. Sein Bekanntheitsgrad ist zwischenzeitlich so groß geworden, dass er als Symbol für menschenverursachtes Aussterben unschuldiger Kreaturen oder sogar aller ausgestorbenen Tiere schlechthin gilt [vgl. z. B. BESSELINK 1995]. »Waren bis vor kurzem die Dinosaurier die Helden des Kinderzimmers und der Kinoleinwand, so scheint uns nun ein Dodo-Zeitalter bevorzustehen« [CHAPPUIS 1996]. Ein schönes Beispiel hierfür liefert das englische Kinderbuch »I Wonder Why – The Dodo is Dead – and Other Questions About Extinct and Endangered Animals« [CHARMANN 1996], in dem der ausgerottete Dodo Titel und Titelbild stellt, während die nicht vom Menschen ausgerotteten, sondern bloß (wie es heißt) wegen klimatischer Unterkühlung ausgestorbenen Dinosaurier ins Buchinnere verbannt worden sind.

Der Dodo gewinnt aber nicht nur in den Kinderzimmern, sondern auch in der Welt der Erwachsenen gegenüber den Dinosauriern gewaltig an Boden. Tatsächlich gibt es zwischenzeitlich kaum eine fach- oder populärwissenschaftliche Veröffentlichung zum Artensterben, in der das Verschwinden des Dodo nicht als Paradebeispiel für die Ausrottung von Tierarten angeführt oder doch zumindest erwähnt wird [vgl. z. B. BETHGE 1999, BUNZEL-DRÜKE 1997, DIAMOND 1995, ELDRIDGE 1997, FRENZ 2000, GLEICH et al. 2000, GROLLE & PETERMANN 1995, HÄNGGI & STÖCKLI 1997, KEGEL 2000, KINZELBACH 1994, MARTIN 1995, PINTO-CORREIA 2001, PRIMACK 1995, QUAMMEN 1998, ROBINSON 1992, SCHÜLE & SCHUSTER 1997, WARD 1998, WILSON 1997, WUKETITS 1999]. Ferner haben die zoologischen Museen der Universitäten Amsterdam und Zürich dem Dodo Mitte der neunziger Jahre sogar große Sonderausstellungen gewidmet [vgl. hierzu die Ausstellungskataloge von VAN WISSEN 1995 und ZISWILER 1996]. Auch der einschlägige Devotionalienhandel hat sich inzwischen der Vermarktung des Dodo angenommen: Es gibt Dodo-T-Shirts, Dodo-Cartoons, Dodo-Figuren, Dodo-Statuen und sogar ein dekoratives Dodo-Grabmal zu kaufen, wobei die Tendenz zu beobachten ist, dass der Dodo nicht mehr wegen seiner Fettleibigkeit- und Hässlichkeit oder Flug- und Schwimmunfähigkeit Zielscheibe des Spottes ist, sondern im häufiger die Rolle eines Überbringers umweltmoralischer Botschaften spielt [vgl. CHAPPUIS 1996]. Und nicht zuletzt haben auch die Poeten den Dodo entdeckt: Z. B. haben JACK BEECHING [1970] und MICHAEL KRÜGER [1985] den ausgerotteten Dodo teils in apokalyptischer Klage (BEECHING!), teils in wehmütiger Klage (KRÜGER!) zum Symbol einer durch den neuzeitlichen Menschen beschädigten Umwelt und verstümmelten Natur erhoben.

Die zunehmende Privilegierung des Dodo zeigt sich auch darin, dass in jüngster Zeit versucht worden ist, das Bild vom Dodo als einem unförmigen, trägen Vogel, der »fett wie eine Stopfgans« war, zu revidieren [allen voran KITCHENER 1993, vgl. z. B. auch GEO 12/1993]. In Wahrheit sei der Dodo weder so dick, noch so träge, sondern erheblich schlanker und wendiger gewesen, als in fast allen überlieferten Abbildungen und Beschreibungen dargestellt worden sei. KITCHENER stützt seine Auffassung auf statische Berechnungen an aufwendig nachgebauten Dodo-Skeletten und Com-



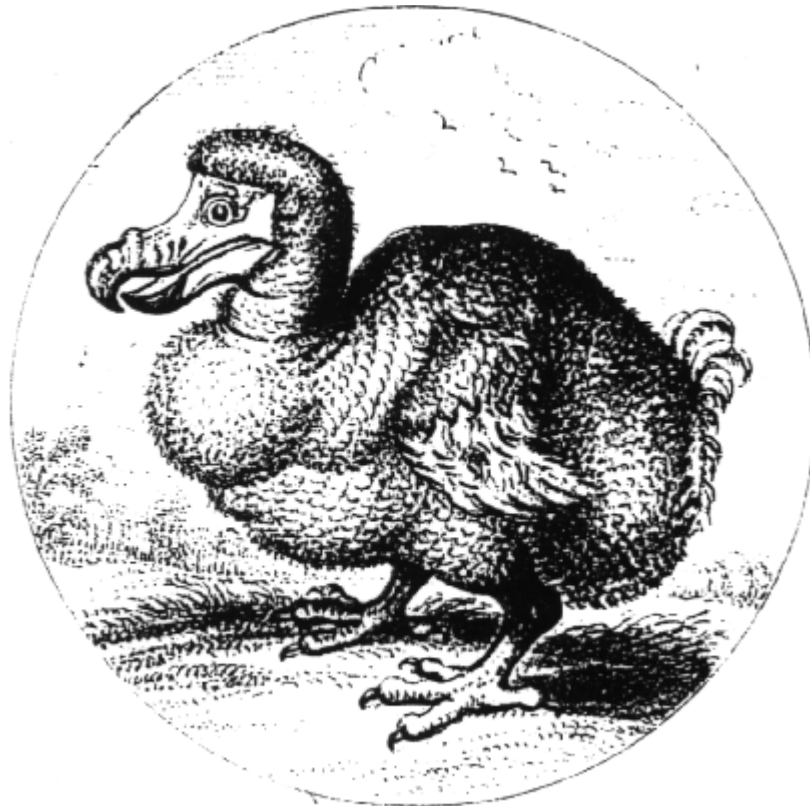
**Abb. 3:** Auf Erkenntnissen von KITCHENER beruhende, stark verschlankte Rekonstruktion des Dodo durch das zoologische Museum der Universität Amsterdam 1994 [ZISWILER 1996].

putermodellen (vgl. **Abb. 3**). Die Ursache für die vielen verzerrten Dodo-darstellungen sei darin zu suchen, dass den meisten Abbildungen europäischer Künstler Drontevögel zugrunde lagen, die während der langen Überfahrt nach Europa in düsteren Schiffsrümpfen reichlich gemästet wurden (vgl. **Abb. 4**). Der schlanke Dodo ist eine alte Hypothese, die schon von LÜTTSCHWAGER [1961] diskutiert wurde, wobei allerdings nicht zur Diskussion stand, ihn – wie von KITCHENER gefordert – gewichtsmäßig zu halbieren, sondern nur, ihn mit Bezug auf eine erst 1955 entdeckte Dodo-Darstellung auf einer indischen Miniatur aus dem Jahre 1621 etwas zu »entfetten« (vgl. **Abb. 5**). Von HACHISUKA [1953] wurde die Hypothese sogar als nicht sehr wahrscheinlich verworfen, weil auch in Beschreibungen von originären Freiland-Exemplaren des Dodos berichtet werde, wie sie »ihre Bäuche über den Boden schleppen«.

In der Verschlankeung des Dodo bestätigt sich – unabhängig davon, wie der Dodo tatsächlich ausgesehen hat – ein bisher ungeschriebenes naturschutzideologisches Gesetz: Die vom Naturschutz privilegierten Geschöpfe werden – auch wenn sie zuvor Ausbunde von Hässlichkeit und Grundlage von Schimpfwörtern (z. B. Frösche, Kröten, Lurche, Molche) waren – immer schöner. So firmiert die aktuelle Revidierung des Dodobildes unter Schlagworten wie »Ehrenrettung« oder »Gerechtigkeit für den Dodo«. Der Anlass zu KITCHENERS Verschlankeung des Dodos war (wie er selbst erzählt) der Wunsch eines schottischen Museumspräsidenten, dieser musealen Attraktion (»rivalling the dinosaurs as symbol of extinction«) mit dem Ziel der besseren Vermarktung (»to wealthy Americans«) ein attraktiveres Design zu verpassen. Gelingene Auftragsforschung? Leider nein: Denn, wie KITCHENER [1993] weiter berichtet: Nur wenige dieser verschlankten Knuddeldodos konnten verkauft werden. Aber im Internet kann sich unter dem Suchbegriff »Dodo« zwischenzeitlich jeder vom Erfolg der Dodoästhetisierung überzeugen; sogar die Kreationisten haben KITCHENERS schlanken und wendigen Dodo aufgegriffen, um zu zeigen, dass der Dodo seiner Umgebung vorzüglich angepasst gewesen sei und Gott auch hier nicht gestümpert habe.

Dodos Ruhm hatte schon einmal – im 17. Jahrhundert – einen Höhepunkt, aber aus ganz anderen Gründen: Im Goldenen Zeitalter der Niederländischen Malerei bedeutete er in vielen Bildern unter anderem Exotik, Kuriosität, paradiesische Zustände und überseeische Präsenz der Nation [vgl. hierzu z. B. WENDT 1956]. Späterhin blieb er im wesentlichen nur noch für die Ornithologen interessant und produzierte nicht zuletzt wegen der Schwierigkeit, ihn systematisch einzuordnen, eine unendliche Spezialliteratur (vgl. z. B. die weit über 300 Titel umfassende Bibliographie bei HACHISUKA 1953]. Dass er Mitte des 19. Jahrhundert auch außerhalb der Fachliteratur wieder bekannter wurde, soll er vor allem seinem kauzigen Auftritt in dem illustrierten Kinderbuchklassiker »Alice im Wunderland« von LEWIS CAROLL verdanken. Zudem wurde er mit dem – wie der Ornithologe LÜTTSCHWAGER [1980] kommentiert – »beschämenden Sprichwort« »Dead as a Dodo«, welches ungefähr »gründlich und seit langem hinüber« bedeutet, in England sprichwörtlich.

Die eigentliche Dodo-Konjunktur aber fällt ins späte 20. Jahrhundert, und das liegt sicher daran, dass der Dodo für einen bestimmten Typ von Extinktion steht: »Während an den gigantischen Sauriern das Gewaltige fasziniert, beschleicht uns beim Gedanken an den Dodo nicht nur Bedauern darüber, dass Menschen vor 300 Jahren eine interessante harmlose Tierart ausrotteten, sondern dass aus dieser und



**Abb. 4 (oben):** Auf Erkenntnissen von KITCHENER beruhende, stark verschlankte Rekonstruktion des Dodo durch das zoologische Museum der Universität Amsterdam 1994 [ZISWILER 1996]. **Abb. 5 (unten):** Die 1955 in St. Petersburg entdeckte, weniger plumpe Darstellung des Dodo auf einer indischen Miniatur (gemalt um 1615) wird heute als naturgetreuere Abbildung betrachtet und findet sich häufiger in den Lexika der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert [ZISWILER 1996].





vielen ähnlichen Tragödien bis heute kaum Konsequenzen gezogen wurden. Das zunehmende Verschwinden von Tier- und Pflanzenarten wird heute beinahe als Selbstverständlichkeit hingenommen« [CHAPPUIS 1996]. Etwas prägnanter formuliert: Während seit dem 19. Jahrhundert vor allem die Dinosaurier die Stars der populären Naturgeschichte waren – und heute auch zur Warnung vor Gigantismus und menschlicher Hybris (vgl. »Dinosauriertechnik«) dienen –, wurde der Dodo im 20. Jahrhundert zum Bestandteil einer elegischen Sage und Klage über die Untaten des Menschengeschlechts, vor allem aber über die Untaten der expandierenden europäischen Zivilisation an einer unschuldig-arglosen Natur. Er steht tendenziell als Emblem für alle Vergehen und Tragödien dieser Art; er mahnt uns zum Gedenken an unsere Missetaten und ruft zur Umkehr auf.

Damit passt dieser Symbolvogel hervorragend in die fundamentalen Ideen der Naturschutzbewegung des 20. Jahrhunderts, ja er wird zu einer Inkarnation der Idee des modernen Naturschutzes, und eben das ist der Kontext, in dem der Dodo die Dinos überragt: Der Mensch – zumal der moderne »westliche« Mensch der technisch-industriellen Zivilisation – zerstört die Natur und damit sich selbst! Für diesen ideengeschichtlichen Kontext gibt es unzählige weitere Belege in der zivilisationskritischen und fortschrittspessimistischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Stellvertretend für viele andere sei eine besonders drastische Formulierung des mit der Naturschutzbewegung sympathisierenden Philosophen LUDWIG KLAGES [1937, zuerst 1913] angeführt: »Wo aber der Fortschrittmensch die Herrschaft antrat, deren er sich rühmt, hat er ringsumher Mord gesät und Grauen des Todes«. Dies ist wohl die wichtigste Gründungsapokalypse der Naturschutzbewegung.

Gegenüber einem solchem apokalyptischen Fortschritts- und Zivilisationspessimismus liegen viele Einwände nahe: Erstens hat die Natur nicht selber immer schon in einem viel höheren Maße als der Fortschrittmensch »ringsumher Grauen des Todes gesät«?<sup>2</sup>) Und zweitens: Gilt das, was hier dem »Fortschrittmenschen« vorgeworfen wird, nicht in viel höherem Maße für die Natur selber (die ein Dichter des 19. Jahrhundert trefflich so charakterisierte: »Natur, Maul und Klauen blutig rot«)? Hat nicht die Natur immer selber schon »ringsumher Grauen des Todes gesät«?<sup>3</sup>)

Wie dem auch sei: Wo immer – in wissenschaftlicher oder populärer, in hoher oder trivialer Literatur – die Dodo-Version dieses Gründungsmythos der Naturschutzbewegung erzählt wird, da ist es, wie es z. B. bei dem Internetpoeten HELLFRITSCH [1999] bzw. unter seinem identifikatorischen Künstlernamen »Dodo Schreyvogel« heißt:

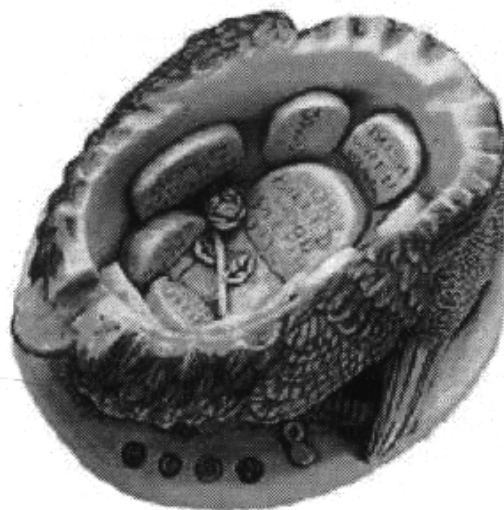
---

<sup>2</sup> Tatsächlich gibt es inzwischen viele Belege dafür, dass nichteuropäische Kulturen mit ihren bevorzugten Beutearten genauso schonungs- und respektlos (und sogar mit ähnlichen Effekten) umgingen, wie die expandierende europäische Zivilisation (für die so häufig als ökologisches Vorbild angeführten Indianer vgl. z. B. DÉSVEAUX 1995 oder KRECH 1999).

<sup>3</sup> Heute weiß man, dass es in der Erdgeschichte mindestens ein Dutzend größere und kleinere Massensterben (ohne jegliche Beteiligung des modernen Menschen) gegeben hat, bei denen bis zu 90 % der jeweils vorhandenen Arten vernichtet wurden. Die fünf größten dieser vermutlich durch Asteroideneinschläge verursachten biologischen Krisen werden auch als »Big Five« bezeichnet [vgl. z. B. BECKER 2002].



**Abb. 6:** Dodo-Grabstein »The Last Laugh« und Interieur von P. CALVESBERT [Natural Goods & Finery 1999].



- 1) »eine Geschichte, die überfließt von Wehmut und Trauer«;
- 2) die Geschichte von einem harmonischen »Gleichgewicht« in einem verlorenen Paradies, in dem die alte Formel von den Lämmern, die bei den Löwen liegen, noch Gültigkeit hatte (»in Tausenden von Jahren hatte es kein Dodo nötig gehabt, vor irgend etwas oder irgendjemand davonzulaufen«);
- 3) die Geschichte einer brutalen Zerstörung dieses Paradieses durch den Menschen (»Eine Geschichte, die voll ist von sinnloser Gewalt«, weil sich »die Seeleute einen Sport daraus machten, so viele Dodos wie möglich zu erschlagen«);
- 4) und schließlich wird diese Zerstörung zu einem Menetekel für Erde und Menschheit erhoben (»es zeigt im kleinen, was uns auf globaler Ebene passieren kann, wenn wir nicht aufpassen«).

Diese »große Erzählung« des Naturschutzes ist schon bei vielen Gelegenheiten erzählt worden – aber beim Dodo wird sie mit besonderem Pathos erzählt. Ihre stärkste Verdichtung und Sinnfälligkeit findet diese »große Erzählung« im bereits erwähnten Dodo-Grabmal, das für 45 Dollar im Internet angeboten wird (vgl. **Abb. 6**): Man sieht den großen Dodo mit einer kleinen Wandertaube zu seinen Füßen, die gerade dabei ist, den Namen des berühmten Toten auf einen Grabstein zu meißeln. Die Pointe liegt darin, dass inzwischen auch die Wandertaube (im 19. Jahrhundert einer der häufigsten Vögel Nordamerikas) schon ausgestorben ist; kurz, bald werden die Toten die Toten begraben... Und tatsächlich befinden sich im Innern des Grabmals weitere Grabsteine mit den eingemeißelten Aussterbedaten anderer Tiere. Außerdem sieht man auf dem Grabmal eine menschliche Fußspur und eine weggeworfene Konservenbüchse: »The tin can and human footprint signify man's role in earth's ecological crisis« (Original-Kommentar des Internet-Anbieters). Das heißt: Die Spur des Menschen bedeutet den Tod der Geschöpfe. In unserem Fall bedeute dies: Den Menschen auf dem Fuß folgt der Tod anderer Geschöpfe. Man beachte, dass auch diese Geschichte kein wahrer Bericht über die Welt, sondern eine mythische Geschichte ist, die mit vielen heutigen Erfahrungen nicht zu vereinbaren ist.

Auch viele Ökologen vertreten mittlerweile die Regel: »Je größer die Metropole, desto reicher das Leben« [MAXEINER & MIERSCH 1996]. Analog formuliert hieße dies dann eher: Je mehr menschliche Spuren, desto *mehr* Geschöpfe und desto *mehr* Vielfalt. Wir brauchen uns zwischen diesen Ansichten hier nicht zu entscheiden, aber der zweite wird heute sicher mehr Tatsachen gerecht als der erste. Bekanntlich liegen z. B. auch die Peaks der floristischen Vielfalt in vielen Regionen der Welt (nicht nur in Mitteleuropa!) in den großen Agglomerationen und zwar erzeugt durch die Heterogenität deren städtischen Flächennutzung [vgl. z. B. KLOTZ 2000].

Hinsichtlich der heimischen Avifauna bringt der Zoologe REICHHOLF [1996] die Landflucht der Arten und den Artenreichtum der Städte wie folgt auf den Punkt: »Allen voran Berlin: Auf den 880 Quadratkilometern der Bundeshauptstadt leben 141 Brutvogelarten. Das macht ziemlich genau zwei Drittel aller Arten aus, die in Deutschland brüten. Viele Durchzügler und Gäste kommen hinzu. Wer schnell und effizient einen repräsentativen Querschnitt durch das Artenspektrum der mitteleuropäischen Vogelwelt einem Gast aus Übersee vorführen möchte, kann das in Berlin besser tun als in irgendeinem Naturschutzgebiet«.

## 5. Der Dodo, der Baum und das Ganze

Zur Rhetorik des Naturschutzes gehört das Argument, das alles Schützenswerte, ja alles in der Natur, noch für etwas anderes, Größeres, ja für alles und das Ganze steht. Das ist die Stelle, wo die Rede von intakten Ökosystemen, leistungsfähigen Naturhaushalten und stabilen ökologischen Gleichgewichten (oder gar von Koevolution, Mutualismus und obligatorischen Wechselwirkungen) anhebt, d. h. eine Argumentation, die weniger an ökologischen Forschungsergebnissen als an der Naturtheologie des 17. bis 19. Jahrhunderts anknüpft [vgl. hierzu z. B. HARD 1983 und FRANK 1986].

So war von vorneherein zu erwarten, dass diese ökologischen Mythen sich auch am Dodo ankristallisieren würden, d. h. dass auch der Dodo zum Bestandteil eines labilen und durch seine Ausrottung zerstörten Gleichgewichtes stilisiert würde. Das kann man in der Tat vielfach belegen: So resümiert der Biologe STEPHEN J. GOULD [1978] die Botschaft des Dodo in einer seiner bekannten Natural History-Kolumnen wie folgt: »But this column has no message beyond the evident homily that in our complex world things are connected to other things – and that local disruptions have wider consequences«. In der populären Dodo-Literatur klingt das dann in Anschluss an GOULD wie folgt: »... das Beispiel (des Dodos) zeigt wie kaum ein anderes, wie leicht es ist, die Kontrolle über ein labiles Gleichgewicht zu verlieren, und zeigt im kleinen, was uns auf globaler Ebene passieren kann, wenn wir nicht gut aufpassen« [HELLFRITSCH 1999]. Im Klartext formuliert: Das Ende des Dodos bedeutete das Ende eines Gleichgewichtes in der Natur, und das Ende des lokalen Gleichgewichtes ist das Menetekel des ökologischen GAUs. Solche Überbauten sind selten ganz aus der Luft gegriffen, aber das empirische Fundament ist meistens sehr schwach. Was steckt in diesem Fall dahinter?

Der Ornithologe STANLEY A. TEMPLE hatte Ende der siebziger Jahre in einem aufsehenerregenden Artikel der renommierten Fachzeitschrift »SCIENCE« die These aufgestellt, dass zwischen dem zeitlichen Zusammentreffen der letzten Naturverjüngung des Calvariabaumes (*Calvaria major*) auf Mauritius und dem Aussterben des Dodos ein ursächlicher Zusammenhang bestehe. TEMPLE versuchte den Nachweis zu führen, dass die dickwandigen Früchte des Calvariabaumes nur keimen konnten, wenn sie vom Dodo verschluckt und von seinem Muskelmagen abgeschliffen und rissig gemacht wurden [vgl. 1977]. Eine solch enge Beziehung zwischen der Ernährung eines Vogels und der Vermehrung eines Baumes war eine ideale Illustration für das Phänomen der Vernetzung in Ökosystemen. TEMPLES Hypothese wurde unmittelbar nach seinem Erscheinen von der ökologischen Fachwelt [u. a. GOULD 1978] und der internationalen Presse (z. B. New York Times und Sunday Times) sofort aufgegriffen und einer breiten Öffentlichkeit als warnendes Beispiel dafür präsentiert, welche unabsehbaren Folgewirkungen die Ausrottung einer Art haben kann.

Ein Jahr später wurde von A. W. OWADALLY, einem Mitarbeiter des Forstdienstes der Insel Mauritius, also einem lokalen Kenner, heftige Kritik an TEMPLES These geübt. Seine wichtigsten Argumente lauteten, dass die Forstpartie Ansaaten der Calvariabäume auch ohne den Dodo zum Auflaufen gebracht hatte und dass noch 1941 eine signifikante Population junger Calvariabäume entdeckt worden sei, die ihre Existenz nicht der Verdauung durch den ausgerotteten Dodo verdanken kann [vgl. 1979]. »Es ist notwendig«, schließt der Forstmann sein Plädoyer für die ökosyste-

mare Überflüssigkeit des Dodo, »den Dodo-Calvaria-Mythos zu zerstören und die erfolgreichen Bemühungen des Forstdienstes zur Verbreitung dieses herrlichen Baum aus dem Hochland zu würdigen« (Übersetzung der Autoren). Das hübsche Beispiel erinnert uns daran, dass Theorienkämpfe in der Ökologie weithin als Institutionen-, Professions- und Standeskämpfe begriffen werden müssen.

Obwohl OWADALLY in seiner Kritik verschwiegen hatte, dass der staatliche Forstdienst die harte Schale der Samen des Calvariabaumes vor dem Pflanzen mechanisch bearbeitet hatte, stellt die von ihm erwähnte Entdeckung einer Population junger Calvariabäume eine harte Nuss für TEMPLES These dar. In seiner Replik auf den Forstmann musste der Vogelkundler daher den inzwischen überaus populär gewordenen ökosystemaren Zusammenhang auf eine bloße »Möglichkeit« reduzieren, »dass ein solcher Zusammenhang zwischen dem Dodo und seinem Baum existiert haben könnte« [vgl. TEMPLES 1979]. Der Biologe QUAMMEN, der an sich ökologischen Mythen nicht immer ganz abgeneigt ist, hat vor Ort recherchiert: »Ich frage also Carl Jones (...), der das Vogelschutzprojekt in den Schwarzflussschluchten betreibt, was er von Temples Beitrag hält. Das Dodo-Calvaria-Ding? Quatsch mit Sauce, sagt Jones (...). ›Von allen Ökologen auf den Maskarenen‹ erklärt er, ›akzeptiert kein einziger Temples Version‹« [1998]. QUAMMEN resümiert seine Ausführungen über den Dodo-Calvaria-Mythos damit, dass die wahre Ursache für die Keimhemmung des Calvariabaumes nach Auffassung der Experten in einem einschüchternd komplizierten Ursachenbündel liegt, das nicht dazu angetan sei, »als zweiseitige Mitteilung in einer Zeitschrift kurz und bündig präsentiert zu werden« [vgl. 1998]. Die ökologische Wirklichkeit war auch hier, wie üblich, viel komplexer als der simple ökologische Mythos.

Das »Dodo-Calvaria-Ding« ist kein Sonderfall; solche ökologischen Mythen (von denen der Naturschutz weithin zehrt) pflegen mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu platzen und haben jedenfalls einer Überprüfung kaum jemals standgehalten. Dies hängt damit zusammen, dass ökologische Systeme in der Regel nicht so ausbalanciert sind, dass der Ausfall eines Elementes zum Ausfall weiterer Elemente oder gar zum Zusammenbruch des Systems führt. Das ökologische Reaktionsvermögen der Tier- und Pflanzenwelt auf veränderte System- bzw. Umweltbedingungen ist offensichtlich viel breiter, als das (darwinistische) Konzept der ökologischen »Einnischung in bestimmte Lebensraumkonstellationen« voraussetzt. So sind die Kulturlandschaften voll von Beispielen für Tier- und Pflanzenarten, die ihre ursprünglichen Lebensräume verlassen und Ersatzlebensräume gefunden haben. Insbesondere die in den Städten anzutreffenden Kulturfolger (wie z.B. die Amseln) agieren in ihrem neuen Lebensraum häufig so unabhängig, dass sich für sie überhaupt keine ökologischen Nische mehr sinnvoll beschreiben lässt [REICHHOLF 1994].

Ein schönes Beispiel sind auch die ökologischen Zielarten des Naturschutzes, die häufig als Indikatorarten für ganz bestimmte schützenswerte Gebietskulissen bewertet werden, dann aber plötzlich – zur Verwunderung oder gar zum Unmut der Naturschützer – in ganz anderen Ökosystemen auftauchen. Eine solche spektakuläre Indikatorart ist z. B. auch der Weißstorch, der »extensiv genutztes, artenreiches Feuchtgrünland« anzeigen soll. Der Ökologe ROWECK [1995] hat die Geschichte für die vermeintliche Indikatorart »Weißstorch« auf den Punkt gebracht: »Der Weißstorch vertritt sich allenfalls selbst und nicht die Lebensgemeinschaft ›artenreiches Feuchtgrünland‹, und seine Bindung an traditionelle Brutplätze macht aus dem Froschfänger unserer Kinderbücher den Mäusefänger von heute«. In Teilen Südeu-

ropas lebt und brütet der Storch sogar in Trockengebieten und ernährt sich dort vorwiegend von Schlachtabfällen, die er auf den riesigen Müllplätzen am Rande der durch den Tourismusboom prosperierenden Städte findet [vgl. KUNZ 1999]. Das zweite bisher ungeschriebene naturschutzideologische Gesetz muss daher offensichtlich lauten: Die Arten sind viel flexibler als diejenigen, die sie schützen wollen.

Das dies so ist, liegt wohl vor allem an dem bei Ökologen und Naturschützern ebenso beliebten wie trügerischen Bild vom subtil gesponnenen, ökologischen Netz, bei dem es in Analogie zum Fischernetz fatale Folgen hat, wenn ein Knoten reißt. Es ist daher nicht verwunderlich, dass der Dodo-Calvaria-Mythos auch 20 Jahre nach seiner Entzauberung noch immer als Musterbeispiel für eine enge ökologische Vernetzung durch die fach- und populärwissenschaftliche Literatur geistert [z. B. bei ROBINSON 1992, EHRENFELD 1997, AGGER 1998]. Es sei hier daran erinnert, dass der Wissenschaftsjournalist JÜRGEN DAHL [1982 & 1983] Naturschützer und Ökologen schon vor nunmehr fast ebenfalls 20 Jahren eindringlich vor dem Bild des Ökosystems als verletzlichem Netz gewarnt und empfohlen hat, es durch das Bild vom Ökosystem als einem Sandhaufen zu ersetzen, bei dem wenn man einige Sandkörner wegnimmt, einfach ein etwas anderer Sandhaufen entsteht aber eben keinesfalls schon bei geringsten Eingriffen das gesamte System zusammenbricht.

## 6. Identifikation mit dem Dodo und der Dodo als Seelenvogel

QUAMMEN nennt den Dodo-und-Calvariabaum-Mythos distanzierend-spöttisch eine »*ergreifende* Bilderbuchgeschichte«. »Bilderbuchgeschichte« insofern, als sie, falls sie sich als wahr erwiesen hätte, ein ideales Beispiel für Abhängigkeit in vernetzten Ökosystemen, für Ökosystemharmonie sowie deren achtlose Zerstörung durch den Menschen gewesen wäre. Aber warum »ergreifend«? Erinnern wir uns an die anfangs erwähnte, vom Schicksal des Dodo betroffene Ergriffenheit in einer Runde von Naturschützern.

Um solche Ergriffenheiten zu erzeugen, reichen ökologische Tatbestände allein nicht aus. Man darf daher vermuten, dass hier eine jener »Verdichtungen« vorliegt, in denen ökologische Tatbestände, ökologistische Mythen und persönliche Seelenbilder untrennbar ineinander greifen oder sogar verschmelzen können. Wie anders könnte man erklären, warum bei manchen ökologischen (existenten oder nichtexistenten) Sachverhalten »die Herzen höher schlagen« und bei anderen nicht, warum einige dieser Sachverhalte epidemische Bekanntheit erlangen und andere nie aus den gelehrten Fußnoten herauskommen? Wir fragen also: Wer ist vom Dodo ergriffen – und wovon und warum?

Zunächst ist der Spötter QUAMMEN selbst ergriffen, und zwar, wie sich zeigen wird, von einem selbsterzeugten Mythos. Sein in vielerlei Hinsicht kritisches Buch über die Evolution und das Aussterben von Arten auf Inseln heißt im Haupttitel: »Der Gesang des Dodo«. Der erste (und nur der erste) Satz des Klappentextes nimmt auf diesen Titel Bezug, aber auf eine rätselvolle Weise: »Der Gesang des Dodo – wenn es je dergleichen gab – ist für das menschliche Gedächtnis verloren«. Was soll das heißen? Ist das Buch nach etwas benannt, was es auch für den Autor möglicherweise nie gab – und wenn, warum?

Im Buch selbst erfährt man fast 350 Seiten lang nichts vom titelgebenden Gesang des Dodo. Erst dann werden die überlieferten Laute des Dodo erwähnt und zwar wie folgt: »Ein Zeuge, der die Inseln 1638 besuchte, erinnerte sich später, der Vogel habe wie eine junge Gans gequäkt«. Er quäkte also, nach anderen Zeugnissen schrie er – aber sang er auch? Niemand hat je über seinen Gesang berichtet. QUAMMEN weiß warum: »Über den Gesang des Dodo werden wir nie etwas wissen, weil keiner der Zeitzeugen sich die Mühe gemacht hat, in den Wald zugehen und zuzuhören«.

Das heißt: Der Gesang ist unhörbar und unerhört geblieben, weil wir uns diesem Sänger – und überhaupt der Natur – auf die falsche Weise genähert haben: »zupackend« statt »zuhörend«. Wenn wir, statt ihn zu jagen und zu nutzen, ihm in seinen Wäldern zugehört hätten, dann hätte der Dodo (der hier für die missbrauchte statt geschonte Natur steht) nicht gequäkt, sondern gesungen. Das ist ein typisches romantisches Sehnsuchtsmotiv – denn »die Welt hebt an zu singen, triffst du nur das Zauberwort« (oder den sonstwie richtigen Zugang zu ihr). Zugleich wird der Umgang mit dem Dodo auch hier zum Prototyp und Symbol für die »große Erzählung« der Naturschutzbewegung über den falschen Umgang des Menschen mit der Natur.

Hinzu kommt, dass so große Geschichten über die Welt immer auch mit persönlichen Lebensentwürfen verbunden sind, d. h. immer auch persönliche Parallelgeschichten enthalten und hervorlocken können. Erinnern wir uns, dass das Dodo-Grabmal dieselbe universale Verlust- und Entfremdungsgeschichte vom falschen Umgang des Menschen mit der Natur erzählt – aber würde jemand das Grabmal auf seinen Schreibtisch stellen oder sogar von ihm »ergriffen« sein, wenn es nicht auch mit einem Stück persönlicher Lebensgeschichte aufgeladen wäre? Wir gehen daher davon aus, dass der Dodo, wie alle großen und wirkungsvollen Embleme, nicht nur ein Totem(-tier) des Stammes, d. h. hier ein kollektives Identifikationsobjekt der Naturschutzbewegung ist, sondern auch als ein persönliches Identifikationsobjekt fungieren kann.

CLAUS-PETER LIECKFELD [1993] beschreibt am Beispiel der Faszination, welche die Naturbücher von Erich Kloß in seiner Kindheit und Jugend auf ihn ausübten, auf sehr anschauliche Weise, wie solche Identifikationen funktionieren: »Ich war Natur. Ich war der Dachs, der von giftigen Kläffern gehetzt und mit letzter Kraft den Bau erreicht. Ich war der Otter, der sich in heroischer Willensaufbäumung die Pfote im Fangeisen abbeißt«. Analog können wir für die Anteilnahme eines Naturschützers am tragischen Schicksal des Dodo formulieren: Er selbst war der Dodo, der für seine natürliche Unbefangenheit mit der Vertreibung aus seinem Naturparadies büßen musste; wobei dies implizit auch als ein Kindheitsparadiesverlust gelesen werden muss, d. h. als eine (wohl oft nur vorbewusste) Erinnerung der schmerzlichen Lebensepisoden, in denen die Erwachsenenwelt in die – im nachhinein freilich oft stark idealisierte – Kinderwelt einbrach. Wie anders könnte man erklären, dass ein so faktenkritischer Wissenschaftler wie QUAMMEN den Tod des Dodo mit soviel Empathie zu einer ebenso imaginären wie ergreifenden Szene ausmalt, in der es unverkennbar nur um menschliche Ängste gehen kann:

»*Raphus cucullatus* hatte sich zu einer dem Tode geweihten Rarität entwickelt. Dieses eine leibhaftige Exemplar aber war noch am Leben. (...) Das Tier rannte nicht mehr, es watschelte schwerfällig. Mittlerweile war es dabei zu erblinden. Sein Verdauungssystem streikte. Dann kam ein Morgen im Jahre 1667, an dem es noch vor

Tagesgrauen unter einem kalten Steinsims am Fuße eines der Schwarzfußfelsen Zuflucht vor einem heftigen Regenguss suchte. Es neigte den Kopf und presste ihn an den Körper, plusterte sich auf, um den Wärmeverlust gering zu halten, stierte in stiller Trübsal vor sich hin. Es wartete. Weder es selbst noch sonst irgend jemand wusste, dass es das letzte Dodoexemplar auf der ganzen weiten Erde war. Nach dem Regensturm öffnete es nicht mehr die Augen. So sieht Aussterben aus«.

So sieht Aussterben sicherlich nicht aus<sup>4</sup>! Überflüssig darauf hinzuweisen, dass vom Ende des letzten Dodo kein Bericht vorliegt, noch weniger ein Bericht mit so existentiellem Gewicht und noch weniger ein Bericht aus der Sicht des betroffenen Tieres<sup>5</sup>). Solche sentimental Identifikationen mit einer sterbenden Art – vom Typ »Der letzte Mohikaner« – sind nicht nur in der populären und auch wissenschaftlichen [z. B. bei WILSON 1997] Literatur auffallend häufig anzutreffen. Am erträglichsten sind sie dann, wenn, sie mit einem gewissen Zynismus oder mit Ironie vorgetragen werden: Etwa wenn der Paläontologe PETER WARD [1978] in seinem Buch »Ausgerottet oder Ausgestorben« bemerkt, dass der letzte Dinosaurier so elend gestorben sei »wie der letzte Dodo« nämlich: »ungeliebt, unbeweint, unbemerkt« – d. h. so, wie kein Mensch sterben möchte.

Hier wird auf projektiv-identifikatorische Weise das Aussterben einer Tierart in ein personales Todeserlebnis verwandelt, und weniger das Schicksal von ausgestorbenen Tierarten als die eigene Vergänglichkeit (oder auch die Vergänglichkeit des Kindheitsglücks) betrauert. Überdies enthält diese Klage immer auch noch einen Unterton von Anklage. Auch diese Anklage gegen die eigene Zivilisation ist äußerst subjektiv. Weil der Blick der Naturschützer übermäßig stark und mit fast persönlicher Anteilnahme auf die (wenigen) Arten fixiert ist, die vom Menschen ausgerottet wurden, übersehen sie regelmäßig, dass nicht der Mensch, sondern die Launen der Natur für die großen Sterben der Naturgeschichte verantwortlich sind. Nach allgemeiner paläontologischer Auffassung sind über 99 % aller Arten, die jemals gelebt haben, auf natürliche Weise, d. h. ohne Beteiligung des Menschen ausgestorben – ein Großteil davon innerhalb kurzer Zeiträume bei katastrophalen erdgeschichtlichen Massensterben, die jeweils 50 bis 90% aller vorhandenen Arten vernichtet haben [vgl. z. B. VAAS 1995, BECKER 2002]. Vor diesem Hintergrund relativieren sich die »Untaten des Fortschrittmenschen«, und es fällt vielleicht leichter zu akzeptieren, dass die Gegenwart des Menschen besser als ihr Ruf oder doch zumindest naturfreundlicher als die Natur und die Naturgeschichte ist.

---

<sup>4</sup>) Das nachfolgend angeführte Ende des letzten »Großen Alkes« zeigt dass Aussterbeereignisse alternativ auch im Stile sinnlos-brutaler Völkermorde beschrieben werden: »Hoch über ihnen, mit zerschlagenem Körper und gebrochenem Genick, lag der große Alk, und in seine braunen Augen kehrte noch einmal der Funke des Lebens zurück ... Die gellenden Schreie der am Leben gebliebenen Vögel waren wie ein Chor des Leids, der sich über der heimgesuchten Insel erhob und im Rauschen der Wellen ertrank. ... Der Große Alk sah nicht mehr, wie das Schiff verschwand. Vor seinem einstmals so klaren und hellen Augen lag nun ein milchigtrüber Schleier und sein Herzschlag wurde langsam und schwach. Und mit den Schreien der verletzten und von Qualen gepeinigten Vögel im Ohr schloss er die Augen schließlich zum letzten Male. Noch ein schwacher, verhauchender Atemzug ... Der große Alk war tot« [ECKERT 1964].

<sup>5</sup>) Über Todesart, Umstände und sogar den Ort des Untergangs des letzten Dodo gibt es unterschiedlichste Szenarien: So berichtete uns ein Landespfleger, dass in seiner Studienzeit zur allgemeinen Erheiterung der Studenten eine Lexikonkopie mit folgendem Inhalt kursierte: »Dodo, männl. Dronte, flug- und schwimmunfähiger Vogel, letztes Exemplar 17.. von einem betrunkenem Holländer auf Ameland erschlagen«.



Die alten Naturhistoriker, die noch nicht von der ›großen Erzählung‹ der modernen Naturschutzbewegung verblendet waren, haben das wohl schon besser gesehen, so der berühmte WILLIAM BUCKLAND, Professor der Mineralogie und Geologie in Oxford und Dechant von Westminster. In seiner »Geology and Mineralogy Considered with Reference to Natural Theology« [1836] gibt es eine Tafel, die zeigen soll, welche Tiere wann ausgestorben sind. Auf der einen Seite, die unsere Ära betrifft, steht einzig und allein – der Dodo; auf der andern Seite, die die Taten der Natur bzw. Gottes betrifft, stehen – alle andern, von den Ammoniten und Dinosauriern bis hin zum Höhlenbären.

## 7. Ausblick und Schlussfolgerungen

Unsere Explikation der Naturschutzmythen um den Dodo herum hat vermutlich diejenigen Leser und Leserinnen, die in der alltäglichen Naturschutzarbeit engagiert sind, im Hinblick auf praktische Folgerungen etwas unbefriedigt gelassen. Bei anderen Leser und Leserinnen mag auch der Ärger darüber überwiegen, wie distanziert und herzlos hier über zentrale Motive und Ziele des Naturschutzes geredet und nur wieder »Wasser auf die Mühlen« der Naturzerstörung gegossen wurde. Etwas lax und plakativ formuliert, könnte folgender Eindruck entstanden sein: »Die Motivationen, Begründungen und Konzepte des Naturschutzes sind offenbar Unsinn. Ebenso ist es völlig ungerechtfertigt, den Menschen als Naturzerstörer zu verteufeln. Das Artensterben ist nichts Neues, bewegt sich im natürlichen Rahmen und ist daher nur halb so schlimm (oder, erdgeschichtlich betrachtet, sogar gar nicht schlimm). Das Beste wäre es daher, mit dem Naturschutz aufzuhören, zumal das zur Zeit sowieso dem Trend entspricht, Geld spart und die wirtschaftliche Entwicklung nicht mehr bremst«.

Ist aber eine solche Infragestellung der Motivationen und Ziele des Naturschutzes so negativ zu bewerten und sollte sie nicht eher als eine ausgesprochen positive Ausgangssituation für eine notwendige Neuorientierung des Naturschutzes betrachtet werden – eine Neuorientierung, die bekanntlich auch vom Naturschutz selbst immer wieder gefordert wird? Und haben wir darüber hinaus nicht nur Zweifel aufgegriffen und formuliert, die vielen Leserinnen und Lesern aus dem praktischen Alltag ihrer Naturschutzarbeit sehr gut bekannt sind – z. B. wenn sie die vollmundigen Programme und Zielsetzungen des Naturschutzes mit den tatsächlichen Möglichkeiten und Ergebnissen des praktischen Naturschutzes vergleichen? Neu mag daher an unserer Analyse nur sein, dass wir die Selbstzweifel des Naturschutzes auf etwas ungewöhnliche Weise artikuliert haben – in dem wir nicht an der Praxis, sondern an den Mythen des Naturschutzes ansetzen. Dieses Vorgehen führt zwar zunächst zu einer gewissen Desillusionierung gegenüber dem eigenen Handeln – aber nicht nur Illusion, auch Desillusion kann entlastend wirken, weil die eigene Praxis dann realistischer reflektieren kann, so dass die Kluft zwischen Zielvorstellungen und Praxis kleiner wird. Eine solche Desillusionierung bedeutet auch eine Befreiung vom Druck der Ideale und Leitvorstellungen, denen keine Praxis je genügen kann, verhindert die Flucht in den Aktivismus und schafft Freiraum für eine distanziertere Beobachtung des eigenen Handelns.

Solche Reflexionen über das Handeln und die Selbstinterpretation des Naturschutzes sind bisher wenig publiziert worden, etwa in den FLÖL-Mitteilungen des BUND NRW oder in den Veröffentlichungen der Kasseler Schule. Von HARD [1998] wurde am Beispiel der Ruderalvegetation eine Analyse theoretischer und praktischer Naturschutzstrategien durchgeführt. Die Ergebnisse dieser Analyse sollen, weil sie auf andere Naturschutzbereiche übertragbar sind, hier pointiert resümiert werden:

Die von Arten- und Biotopschützern als positiv und schützenswert beurteilten Landschafts- und Biotopstrukturen sind zu einem großen Teil Nebenprodukte bestimmter historischer Siedlungs-, Freiraum- und Nutzungsstrukturen. Der bei Naturschützern weit verbreitete Planungs- und Biotopmanagement-Optimismus beruht auf dem Fehlschluss der Planbarkeit solcher nichtintendierten Nebenprodukte, d. h. auf der Illusion, etwas planmäßig herstellen zu können, was zuvor unbeabsichtigtes und sogar weithin unbemerktes Nebenprodukt ganz anderer Intentionen und (produktiver!) Tätigkeiten war. Solche Vorhaben scheitern in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle daran, dass die Randbedingungen der zufälligen Entstehung von Natur schlechthin nicht wiederholbar sind – schon gar nicht, wenn, wie es oft der Fall ist, das Pflegemanagement sich vom Kriterium »Produktion« emanzipiert (also nur noch Abfälle statt Ernten einfährt). Kurz: Kein Naturschutz kriegt hin, was ohne Naturschutz abläuft oder einmal abgelaufen ist. Die kleinteilige Nutzung durch die Nutzer vor Ort ist auch durch noch so differenzierte Pflegekonzepte nicht zu ersetzen. Hinzu kommt, dass bereits die Umsetzung solcher Pflegekonzepte in der Regel an organisatorischen, rechtlichen und witterungsbedingten Faktoren scheitert [vgl. z. B. KÖHLER et al. 2000].

Für diese Analyse kann jeder Praktiker, der die Ergebnisse seiner Projekte mit ihren ursprünglichen Zielsetzungen vergleicht, eine Vielzahl von Beispielen anführen. Solche Beispiele werden jedoch selten publiziert – und wenn sie publiziert werden, wird in den Bilanzen schöngeredet; statt eine konsequente Projektkritik zu üben, wird zu einer konsequenteren Umsetzung und Ausweitung des jeweiligen Maßnahmenkataloges aufgerufen. Ein typisches Beispiel hierfür ist die Bilanz des Feuchtwiesenprogramms in Nordrhein-Westfalen, die unter dem bezeichnenden Titel »Zum Erfolg im Feuchtwiesenschutzprogramm NRW – Das Beispiel Wiesenvögel« in den LÖBF-Mitteilungen veröffentlicht wurde [vgl. WEISS et al. 1999]. In dieser Bilanz wird ein kaum zu verbergender, teilweise massiver Rückgang der Zielarten durch Reduzierung der ursprünglich weitgesteckten Zielsetzungen sowie durch Schuldzuweisungen an nicht kontrollierbare externe Faktoren weginterpretiert. Auf diese Weise wird der Misserfolg des millionenschweren Feuchtwiesenschutzprogramms – ein Misserfolg, der im Übrigen so offensichtlich ist, dass er selbst den Laien nicht verborgen geblieben ist [vgl. ASBRAND 1998] – zu einer Bestätigung des Programms uminterpretiert. Charakteristisch für diese Bilanzen ist jedoch nicht nur, dass Misserfolge grundsätzlich externen Faktoren wie z. B. der Politik, der Wirtschaft oder unvorhersehbaren und unkontrollierbaren Naturphänomenen angelastet werden, sondern auch, dass Erfolge (z. B. erhöhte Bestandszahlen bei bestimmten Arten) umstandslos bestimmten Projektmaßnahmen zugeschrieben werden, selbst wenn diese »Erfolge« gar nicht auf diese Maßnahmen zurückgehen, so gar nicht beabsichtigt waren und ganz andere Arten als die jeweiligen Zielarten betreffen.

Das Scheitern aufwändiger Naturschutzprogramme ist zwar ein unter Praktikern ein viel diskutiertes offenes Geheimnis. Zugleich scheint es aber auch ein schwer zu

handhabendes Faktum zu sein, das weder voll ins Bewusstsein rücken, noch in die Öffentlichkeit geraten darf, weil dies nicht ohne Einfluss auf die grundsätzliche Konzeption des Naturschutzes bleiben würde. Akzeptiert man nämlich die Erkenntnis, dass schützenswerte Natur nicht planmäßig hergestellt werden kann, sondern immer nur *side-effect* bestimmter Siedlungs- Freiraum und Nutzungsstrukturen sein kann, dann erübrigen sich durchweg Schutz und Gestaltung. Statt es mit Bewahren und Gestalten, Managen und Pflegen zu versuchen, sollte es daher auch der engagierteste Naturschützer bei einem Beobachten belassen – also weder einen altertümlich bewahrenden, noch einen zeitgeistigen gestaltenden, sondern einen beobachtenden Naturschutz betreiben. Die Frage lautet dann, welche Siedlungs-, Freiraum- und Nutzungsstrukturen und welche Produktions-, Transport- und Pflegeroutinen welche Biozönosen gleichsam als Nebenprodukte mitproduzieren. Und die Folgefrage müsste dann lauten: Wie verhindert man, dass die günstigen unter diesen Bedingungen und *side-effects* unnötigerweise wegfallen, ge- oder zerstört werden? So vermeidet man auch, dass – was zunehmend häufiger wird – mit Naturschutzmaßnahmen Naturzerstörung getrieben wird. Die dann entstehende eingreifende Praxis wäre ein hochgradig aktives Verhalten, jetzt aber aufgrund anspruchsvollerer Beobachtung und Theorie, also viel reflektierter, weniger blind und vor allem weit weniger besitzergreifend als bisher. – Und damit sind wir wieder beim Dodo-Mythos angekommen: Um den Kopf für ein distanzierteres Hinterfragen des eigenen Handelns und reflektiertes Beobachten der Natur freizubekommen, ist es notwendig, sich von den Mythen des Naturschutzes zu befreien und in diesem Sinn vom Dodo, d. h. vom Mythos Dodo, zu lernen.

## Literatur

- AGGER, P. (1998): The Biological Diversity of forests. <http://www.naturraadet.dk/artikler/a7.htm>, 1-8
- ANONYMUS (1993): Ehrenrettung für den Dodo. – In: *Geo* (12) 174-175
- ASBRAND, A. (1998): Bio-Station in der Kritik. – In: *Landwirtschaftliches Wochenblatt Westfalen-Lippe* (41) 18-19
- BECKER, L. (2002): Tödliche Treffer in Serie. – In: *Spektrum der Wissenschaft* (7) 60-67
- BEECHING, J. (1970): *Dodo is Dead*. – Harmondsworth
- BESSELINK, M. (1995): Het Beeld van de Dodo. – In: WISSEN, VAN B. (Hg.): *Dodo – Raphus cucullatus*. Zoölogisch Museum – Universiteit van Amsterdam, 85-96
- BETHGE, P. (1999): Jäger des verlorenen Gens. – In: *DER SPIEGEL*, Nr. 42, 306-308
- BUCKLAND, WILLIAM (1869<sup>4</sup>): *Geology and Mineralogy Considered With Reference to Natural Theology*. – London
- BUNZEL-DRÜKE, M. (1997): Klima- oder Übernutzung – Wodurch starben Großtiere am Ende des Eiszeitalters aus? – In: GERKEN, B. & MEYER, C. (Hg.): *Natur- und Kulturlandschaft 2*, Höxter, 152-193
- CHAPPUIS (1996): Dodos Nachleben. – In: ZISWILER, V. (Hg.): *Der Dodo – Fantasien und Fakten zu einem verschwundenen Vogel*. – Zoologisches Museum der Universität Zürich, 84-89
- CHARMAN, A. (1996): *I Wonder Why The Dodo Is Dead and other Questions About Extinct and Endangered Animals*. – New York
- DAHL, J. (1982): Ökologie pur (Denkstück 1). – In: *NATUR*, Horst Sterns Umweltmagazin (12) 74-79
- (1983): Ökologie pur (Denkstück 2). – In: *NATUR*, Horst Sterns Umweltmagazin (1), 46-50
- DÉSVEAUX, E. (1995): Les Indiens sont-ils par nature respectueux de la nature? – In: *Anthropos* 90, – St. Augustin, 435-444
- DIAMOND, J.M (1995): Historic Extinctions: A Rosetta Stone for Understanding Prehistoric Extinctions. – In: MARTIN P.S. & KLEIN, R.G. (Hg.): *Quaternary Extinctions – A Prehistoric Revolution*. – Tucson & London, 824-866
- ECKERT, A. W. (1964): *Der große Alk . Riesenvogel des Nordmeeres*. –
- EHRENFELD, D. (1997): Das Naturschutzdilemma. – In: BIRNBACHER, D. (Hg.): *Ökophilosophie*. – Stuttgart, 135-177
- ELDREDGE, N. (1997): *Wendezzeiten des Lebens. Katastrophen in Erdgeschichte und Evolution*. – Frankfurt/M.

- ELLIS, RICHARD (1993): Mensch und Wal: Die Geschichte eines ungleichen Kampfes. München
- FRANK, F. (1986): Der Mythos vom »Gleichgewicht in der Natur«. Die biologischen Aspekte des gegenwärtigen Faunenwandels. – In: Ber. Dtsch. Sekt. Int. Rat Vogelschutz 26, 27-40
- FRENZ, L. (2000): Riesenkraken und Tigerwölfe. Auf der Spur mysteriöser Tiere. – Berlin
- GEISER, R. (1992): Auch ohne Homo sapiens wäre Mitteleuropa von Natur aus eine halboffene Weidelandchaft. – In: Laufener Seminarbeiträge (2) 22-34
- GOULD, ST.J. (1978): Nature's Odd Couples (This View of Life). – In: Natural History 87 (1) – New York, 38– 41
- GROLLE J. & PETERMANN, J. (1995): Das große Artensterben. Abschied von der Tierwelt. – In: DER SPIEGEL (48) 186-191
- HACHISUKA, M. (1953): The Dodo and kindred Birds. – London
- HÄNGGI, A. & STÖCKLI, E. (1997): Ausgestorben! – und doch erhalten? Naturhistorisches Museum Basel
- HARD, G. (1983): Zu Begriff und Geschichte der »Natur« in der Geographie des 19. u. 20. Jahrhunderts. – In: GROSSKLAUS, G. & OLDEMEYER, E. (Hg.): Natur als Gegenwart. Karlsruher Kulturwissenschaftliche Arbeiten, 139-167
- (1998): Ruderalvegetation – Ökologie & Ethnoökologie, Ästhetik & »Schutz«. – Notizbuch 49 der Kasseler Schule
- HELLFRITSCH, E. (1999): Über die Dronte. <http://www.doctima.de/pub/dodo/>, 1-6
- KEGEL, B. (2000): Die Ameise als Tramp – Von biologischen Invasionen. – Zürich
- KINZELBACH, R. (1994): Ausgestorben oder ausgerottet? – In: JOGER, U. & KOCH, U. (Hg.): Mammuts aus Sibirien. – Hess. Landesmuseum Darmstadt, 111-122
- KITCHENER, A. (1993): Justice at last for the dodo. – In: New Scientist, 28.08.1993
- KLAGES, L. (1937, zuerst 1913): Der Mensch und das Leben. – Jena
- KLOTZ, ST. (2000): Stadtlandschaften – die artenreichsten Lebensräume in Mitteleuropa? – Gaia 9 (2) 143-145
- KÖHLER, S., SCHULTE, G. & SCHWARTZE, P. (2000) : Effizienzkontrolle des Pflege- und Entwicklungsplans »NSG Posberg«. In: – LÖBF-Mitteilungen (2) – Recklinghausen, 27-34
- KOENIGSWALD, W. v. (1999): Hat der Mensch das Aussterben der Pleistozänen Pflanzenfresser verursacht? – in: Kaupia. Darmstädter Beiträge zur Naturgeschichte (9) 193-201
- KRECH, S. (1999): The Ecological Indian: Myth and History. – New York
- KRÜGER, M. (1985): Die Dronte. – Nürnberg

- KUNZ, W. (1999): Weißstorch. – In: Harenberg, Enzyklopädie der Tiere. – Dortmund, 688-689
- LIECKFELD, C.-P. (1993): Von der Verhältnismäßigkeit der Mittel und Mittelmäßigkeit der Verhältnisse. – In: SCHÄFER, R. (Hg.): Was heißt denn schon Natur? – München, 159-168
- LÜTTSCHWAGER, J. (1961): Die Drontevögel. – Wittenberg
- (1980): Familie Drontevögel. – In: Grzimeks Tierleben – Enzyklopädie des Tierreichs. – München, 278-279
- MARTIN, P.S. (1995): Prehistoric Overkill: The Global Model. – In: MARTIN P.S. & KLEIN, R.G. (Hg.): Quaternary Extinctions – A Prehistoric Revolution. – Tucson & London, 354-403
- MAXEINER, D. & MIERSCH, M. (1996): Im Dickicht der Städte. – In: DIE ZEIT Nr. 18 vom 26.04.1996, 33-34
- MENTING, G. (1999): Der Naturschutz und die Großsäuger. – In: Naturschutz und Landschaftsplanung 31 (8) 252-253
- MENTING, G. (2000): Überlegungen zum Aussterben der pleistozänen Megafauna. In: Natur und Museum 130 (7) 201-112
- Natural Goods & Finery (1999): [http:// www.discoverhk.comcollection/lastlaugh.html](http://www.discoverhk.comcollection/lastlaugh.html)
- OWADALLY, A. W. (1979): The Dodo and the Tambalacoque Tree. – In: Science 203, 1363-1364
- PINTO-CORREIA, C. (2001): Return of the Crazy Bird. How the Dodo Manages to Never Really Die. – Berlin & Heidelberg
- QUAMMEN, D. (1998): Der Gesang des Dodo. – München
- REICHHOLF, J. H. (1994): Die Attraktivität der Stadt. Erstaunliche Befunde der Stadtökologie. – In: TUMULT 19, Wien, 5-19
- (1996): Die Landflucht der Arten. – In: FAZ vom 18.11.1996
- REMMERT, H. (1988): Naturschutz. – Berlin
- ROBINSON, M. H. (1992) : Gibt es Alternativen zur Zerstörung. – In: WILSON E. O. (Hg.): Ende der biologischen Vielfalt? Der Verlust an Arten, Genen und Lebensräumen und die Chancen für eine Umkehr. – Heidelberg, 381-386
- ROWECK, H. (1995): Landschaftsentwicklung über Leitbilder? – LÖBF-Mitteilungen (4) – Recklinghausen, 25-34
- SCHÜLE, W. & SCHUSTER, S. (1997): Anthropogener Urwald und natürliche Kultursavanne. Paläowissenschaftliche und andere Gedanken zu einem sinnvollen Naturschutz; – In: GERKEN, B. & MEYER, C. (Hg.): Natur- und Kulturlandschaft 2, – Höxter, 22-55
- STANLEY, ST. M. (1979): Macroevolution – Pattern and Process. – San Francisco.

- TEMPLE ST. A. (1977): Plant-Animal Mutualism: Coevolution with the Dodo Leads to Near Extinction of Plant. – In: Science 197, 885-886.
- (1979): Stellungnahme zur Replik von Owadally. – In: Science 203, 1364
- VAAS, RÜDIGER (1995): Der Tod kam aus dem All. – Stuttgart
- WARD, P.D. (1998): Ausgerottet oder ausgestorben? Warum die Mammuts die Eiszeit nicht überleben konnten. – Basel
- WEISS, J., MICHELS, C., JÖBGES, M. & KETTRUP, M. (1999): Zum Erfolg im Feuchtwiesenschutzprogramm NRW – das Beispiel Wiesenvögel. – In: LÖBF-Mitteilungen 3, Recklinghausen, 14-26
- WENDT, H. (1956): Auf Noahs Spuren – Die Entdeckung der Tiere. – Reineck.
- WILSON, E. O. (1997): Der Wert der Artenvielfalt. Die Bedrohung des Artenreichtums und das Überleben des Menschen. – München
- WISSEN, VAN B. (1995): Dodo. Zoologisch Museum – Universiteit van Amsterdam
- WUKETITS, F. M. (1999) : Die Selbstzerstörung der Natur – Evolution und Abgründe des Lebens. – Düsseldorf
- ZISWILER, V. (1996): Der Dodo – Fantasien und Fakten zu einem verschwundenen Vogel. – Zoologisches Museum der Universität Zürich

## Lexika

- BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE (1968) : Dronte, Dodo. Bd. 5, 109, – Wiesbaden
- BROCKHAUS' CONVERSATIONS-LEXIKON (1883): Dronte. Bd. 5, 569, – Leipzig
- DER GROSSE BROCKHAUS (1930): Dodo. Bd. 5, 114, – Leipzig
- DER GROSSE HERDER (1957): Dronten. Bd. 3, 52, – Freiburg
- MEYERS CONVERSATIONS-LEXIKON (1846): Didus. Bd. 7.4, 710-711, – Hildburghausen
- MEYERS GROSSES KONVERSATIONSLEXIKON (1903): Dronte. Bd. 5, 208-209, – Leipzig & Wien
- REAL-ENZYKLOPÄDIE (1865): Dodo. Bd. 5, 419, – LEIPZIG
- THE ENCYKLOPEDIA AMERICANA (1983): Dodo. Bd. 6, 232-232, – U.S.A.

## Leserbriefe und Replik • Den Dodo gründlich missverstanden?

*Mit ihrem Beitrag »Vom Dodo lernen – Öko-Mythen um einen Symbolvogel des Naturschutzes« in Naturschutz und Landschaftsplanung 33, Heft 1/2001, Seiten 27-34, haben Georg MENTING und Gerhard HARD eine intensive Diskussion ausgelöst. Die Redaktion veröffentlicht nachfolgend vier Leserzuschriften und anschließend die Stellungnahme der Autoren:*

### »Wir wissen, was auf dem Spiel steht«

*von Olaf Bastian, Dresden*

Es ist nicht das erste Mal, dass G. HARD mit provozierenden Gedanken auf sich aufmerksam macht. In den 70er-Jahren war es die Physische Geographie und da vor allem die Landschaftslehre, der er mit harscher Kritik zusetzte. Der damalige Vorwurf von NEEF [1977] gegenüber HARD, eine »subjektiv-idealistische Position« zu beziehen, die »objektive Realitäten, Tatsachen und Beobachtungen nicht anerkennt«, kann auch dem gemeinsam mit G. MENTING verfassten Artikel »Vom Dodo lernen« nicht erspart werden.

Die Kapitel »Wer war Dodo?« und »Dodos Untergang« sind ja noch informativ und lesenswert. Die Argumentationskette, mit denen MENTING & HARD dann den Bogen von der Dronte zur heutigen Naturschutzpolitik spannen und den Dodo als Kronzeugen gegen den Naturschutz schlechthin instrumentalisieren, erscheint dann aber doch – gelinde gesagt – abenteuerlich. Bereits im ersten Satz des Artikels wird dem Naturschutz unterstellt, er schütze – »wenn er überhaupt etwas schützt – vor allem Symbole, d.h. Gegenstände, die auf etwas Bedeutsameres hinweisen, als sie selber sind«. Was ist denn eigentlich bedeutsamer, als Arten und ihre Lebensräume zu bewahren, die unbelebten Naturgüter Wasser, Boden, Luft zu schützen, d.h. »ökologisch funktionsfähige, nachhaltig nutzbare, biologisch mannigfaltige und ästhetischen Anforderungen genügende (Kultur-)Landschaft zu erhalten bzw. zu entwickeln«, so wie es das Leitbild des Naturschutzes [SCHMIDT 1995] vorsieht?

Zweifellos ist der Naturschutz in sich heterogen und vereint sehr vielfältige Ideen und Ansätze. Ein häufiger Streitpunkt besteht zwischen den Befürwortern des konservierenden Naturschutzes und den Anhängern der Sukzession bzw. des Prozessschutzes. Jeder denkt, er hat die richtige Strategie für sich gepachtet. Bekanntlich führen aber viele Wege nach Rom. Es muss ja nun nicht ausgerechnet auf der einzigen in der Gegend noch vorhandenen Orchideenwiese die traditionelle Biotoppflege eingestellt werden, um dort die Natur sich selbst zu überlassen.

Darum geht es hier aber eigentlich nicht, sondern es wird von den Autoren vom vermeintlichen oder tatsächlichen Misserfolg eines einzelnen Naturschutzprogramms, nämlich des Wiesenbrüterprogramms in Niedersachsen, auf das Versagen des Naturschutzes insgesamt geschlossen. Die Pflege einzelner, als Bruthabitate bestimmter Wiesenflächen allein kann den Rückgang der als Gesamtheit gefährdeten Vogelgemeinschaft der Feuchtwiesen tatsächlich kaum aufhalten. Dabei spielen auch andere Faktoren wie Prädatorendruck», Störungen durch Hunde und Erholungssuchende, Biozideinsatz, Klima und überregionale Populationstrends ebenfalls eine große Rolle.



Selbst wenn es nicht gelungen ist, das globale Artensterben zu beenden: Wo stünden wir heute ohne Naturschutz? Wisent, Tiger und Nashorn wären schon längst verschwunden. Die Wiedereinbürgerung von Steinbock und Bartgeier in den Alpen hätte nicht stattgefunden. Es gäbe keine Nationalparks, Biosphärenreservate, keine Naturschutzgesetze, keine Landschaftsplanung und keine internationalen Konventionen zur Biodiversität. Das Wirken Tausender Naturschützer auf allen Erdteilen, die Aktivitäten nationaler und internationaler Naturschutzorganisationen – alle sinnlos?

Allein in Sachsen leben heute 400 bis 600 Fischotter, etwa 47 Brutpaare des Seeadlers, 119 Kranich- und 48 Uhupaare [RAU & ZÖPHEL 2000]. Das sind Bestandeszahlen, die nur durch das Engagement vor allem des ehrenamtlichen Naturschutzes erhalten blieben – Arten, die in den westlichen Bundesländern bis auf klägliche Reste längst dahin geschmolzen sind. Konsequenter Horstschutz, Jagdverbot, Ausgleichszahlungen für Fischer usw. haben diese Erfolge wesentlich befördert.

Vor voreiligen Schlüssen und Verurteilungen ist nur zu raten, aufmerksam und sachlich die Bemühungen des Naturschutzes zu studieren und eine sachliche Analyse vorzunehmen. Das betrifft auch das »Problem Weißstorch«. Dieser zugegebenermaßen symbolträchtige Vogel ist angeblich vom Frosch- zum Mäusefänger geworden, was als Beweis gewertet wird, dass er ja gut auch in heutiger intensiv genutzter Landschaft zurecht kommt. In Wahrheit aber benötigt der Weißstorch »ein reiches Nahrungsangebot (vor allem Amphibien, Kleinsäuger, Heuschrecken), besonders zurzeit der Jungenaufzucht im Juni/Juli, das nur auf extensiv genutzten Flächen mit insgesamt später und kleinteilig, über einen möglichst langen Zeitraum gestreckter Mahd gewährleistet ist« [FLADE 1994]. Mäuse hat der Storch schon immer gefressen; was ihm heute fehlt, ist ein optimaler Lebensraum. Wie anders ist es dann zu erklären, dass die meisten Störche in Deutschland im Nordosten brüten? Weil dort noch viele Feuchtwiesen vorhanden sind und die Population ständig durch Zuzüge aus Osteuropa aufgefüllt wird. Von 4284 Horstpaaren in Deutschland 1999 entfielen 1357 auf das Land Brandenburg, 1157 auf Mecklenburg-Vorpommern, 413 auf Sachsen und nur 351 auf Niedersachsen, 22 auf Thüringen und 45 auf Baden-Württemberg [BAG Weißstorchschutz 2000].

Dubios ist auch die Behauptung: »je mehr menschliche Spuren, desto mehr Geschöpfe und desto mehr Vielfalt.« Soll das etwa auch für den Intensivacker und die Betonwüsten der Innenstädte gelten? »Die Landflucht der Arten und der Artenreichtum der Städte« hat doch andere Gründe. So lesen wir bei BLAB [1993]: »Siedlungsbereiche stellen ein Gemenge verschiedener Biotoptypen dar, die auch außerhalb der Städte und Dörfer vorkommen. Entsprechend ist in den verschiedenen Biotopbereichen der Stadt auch der Grundstock der jeweiligen biototypischen Tierwelt zu erwarten. Bestandsbedrohte Arten finden sich heute im Wesentlichen ... nur im Randbereich der Städte, in den Resten der dort auch heute vielfach noch vorhandenen naturnahen Biotope, wie Feuchtwiesen, Magerrasen, Gewässer«. Auf S. 391 heißt es dann: »Die Tierwelt der einzelnen Biotoptypen der Stadt ist gegenüber der Faunenausstattung ähnlicher Biotope außerhalb der Siedlungen im Allgemeinen deutlich verarmt, wobei überdies zumeist gerade die besonders schutzbedürftigen Arten ausfallen oder zurück treten«. Brachvogel, Uferschnepfe und Kornweihe wird man etwa in Berlin wohl vergebens suchen.

Es kommt auch gar nicht so sehr auf die absolute Artenzahl an, sondern auf das Artenspektrum, die Zusammensetzung der spezifischen Artengemeinschaften – eine Weisheit, die sich die Ökologen schon längst zu Eigen gemacht haben. Ein Biologiestudent, der das nicht begriffen hat, dürfte es schwer haben, durch die Prüfung zu kommen.

Das Argument »Artensterben hat es immer schon gegeben« ist ebenso abgedroschen wie unsinnig. Es lohnt sich eigentlich kaum, darauf näher einzugehen. Die Wissenschaftlergemeinschaft ist sich darin einig, dass das gegenwärtige Artensterben katastrophale Züge angenommen hat, größtenteils vom Menschen verursacht wird und für die Menschheit letztlich eine Tragödie darstellt. Von Geographen hätte man mehr Sinn für Raum und Zeit erwarten können. Was nützt uns, die wir nicht einmal die nächsten Jahrzehnte zu überblicken vermögen, der Verweis auf erdgeschichtliche Epochen, in denen es auch schon zum Massenextinction gekommen ist, wie z.B. im Falle der Saurier, oder gar der Trost, dass eines (fernen) Tages wieder einmal neue Arten entstehen werden? Außerdem: Wo denn, bitte schön? Etwa in vergifteten Meeren, verwüsteten Landstrichen, betonierten Megastädten?

Von gleicher »Qualität« ist die Argumentation um »subtil gesponnene ökologische Netze«, für deren Funktionieren bestimmte Arten notwendig sind oder auch nicht (wobei die Autoren erwartungsgemäß letztere Version unterstützen). So haben wir es heute nicht mit »geringsten Eingriffen« in die Ökosysteme zu tun, die diese ohne weiteres »ausbalancieren« können. Ist die Beobachtung, dass die Samen des Calvaria-Baumes auch keimen, ohne den Magen des Dodo zu passieren, ein Grund, den Vogel für überflüssig zu halten und sein Aussterben zu bagatellisieren? Wer sagt uns denn, wie viele Arten wir brauchen für »Stabilität« und »Gleichgewicht«, was immer man darunter verstehen will? Ist nicht vielleicht auch der Mensch für die Existenz dieser imaginären ökologischen Netze entbehrlich? Gibt es denn nicht viele andere Gründe für den Erhalt der Vielfalt des Lebens auf der Erde, etwa ästhetische und ethische (Verantwortung der Menschheit für die Mitlebewelt, für die »Schöpfung« oder den Fortgang der Evolution)? Ist es unwichtig, ob wir uns an Pflanzen und Tieren erfreuen können und es unserer Psyche gut tut, von anderen Lebewesen umgeben zu sein?

Die emotionale Bindung des Menschen ist zweifellos an auffällige Arten wie etwa Weißstorch und Braunbär größer als an Rote Schnarrheuschrecke, Grüne Stinkwanze oder andere Wirbellose. Das erklärt auch, warum es im Naturschutz unterschiedlich symbolträchtige Arten gibt. Die Erhaltung dieser »Symbole« ist den Menschen eben besser nahe zu bringen. Den Naturschutz deswegen pauschal abzuqualifizieren, er schütze nur Symbole, oder gar zu behaupten, »Natur und Vielfalt sind wiederum nur Symbole« wirkt zwar lächerlich, führt aber zu der »logischen« Schlussfolgerung: Es »erübrigen sich durchweg Schutz und Gestaltung«, und: »Das Beste wäre es daher, mit dem Naturschutz aufzuhören...« Eine treffliche Steilvorlage für jeden, der mit dem Naturschutz aus Prinzip nichts am Hut hat. Ein Glück nur, dass diese Leute den Artikel kaum lesen werden.

Dem Naturschutz wird nur zugebilligt zu beobachten, und zwar »side effects«. Nun kann man den Autoren nicht unbedingt den Vorwurf machen, auf der Suche nach einem passenden, die Ziele des Naturschutzes beschreibenden Begriff in der deut-

schen Sprache nicht fündig geworden zu sein, wenn selbst das Bundesamt für Naturschutz glaubte, bei der Auswahl ihres Wahlspruches auf Anglizismen («Busy for Nature») zurück greifen zu müssen.

Es ist richtig, die Natur zu beobachten, um Gesetzmäßigkeiten und Entwicklungstendenzen zu erfassen. Wenn MENTING & HARD schreiben: »Der bei Naturschützern weit verbreitete Planungs- und Biotopmanagement-Optimismus beruht auf ... der Illusion, etwas planmäßig herstellen zu können, das zuvor unbeabsichtigtes und oft unbemerktes Nebenprodukt ganz anderer Intentionen ... war«, trifft das durchaus zu. Naturschutz muss sich mehr mit den Produktionsbedingungen auseinandersetzen, er darf nicht im luftleeren Raum agieren, losgelöst von den gesellschaftlichen Gegebenheiten und wirtschaftlichen Möglichkeiten. Aber doch nicht bloß als Beobachter!

Was damals die Seefahrer auf Mauritius waren, die den Dodo erschlugen, ist heute die Ölpest vor der Bretagne und Galapagos. Es genügt nicht, als Reparaturbrigade nur marginale Kosmetik zu betreiben und ein paar Seevögeln das ölverschmutzte Gefieder zu reinigen oder eine Wiese zu mähen. Was der Naturschutz viel stärker tun muss, ist sich einzumischen, auf allen Ebenen von Wirtschaft, Politik und Bildung, um fundamentale Weichenstellungen zu Gunsten eines schonenderen Umganges mit der Natur zu erreichen. Sich bloß hinzustellen und zu beobachten, wie MENTING & HARD es vorschlagen, nützt gar nichts, höchstens dass einige Gelehrte den Aussterbeprozess dokumentieren und darüber ein paar Artikel für Fachzeitschriften verfassen können. Zum Glück gibt es aber auch Geographen, die sich für den Naturschutz einsetzen. Sie haben erkannt, dass es nicht genügt, nur die Erde zu beschreiben, sondern es darauf ankommt, sie zu erhalten.

Wenn wir heute noch etwas von der Dronte lernen können, dann das: Heute kennen wir die Bedeutung der Artenvielfalt und wir wissen, was auf dem Spiel steht. Dem Seefahrer von damals kann man im Nachhinein kaum noch einen Vorwurf machen. Wohl aber uns heutiger Menschheit, wenn wir immer noch nicht die notwendigen Schlussfolgerungen ziehen. Wer sagt uns denn, dass bei dem Artensterben, das MENTING & HARD hinzunehmen geneigt sind, immer nur die anderen die Opfer sind?

## Literatur

- BAG Weißstorchschutz (2000): Weißstorchbestandserfassung 1999 in Deutschland. – In: Loburg, Mitteilungsblatt 92, 1-10
- BLAB, J. (1993): Grundlagen des Biotopschutzes für Tiere. In: Schr.-R. f. Landschaftspflege und Naturschutz 24, – Bonn-Bad Godesberg
- FLADE, M. (1994): Die Brutvogelgemeinschaften Mittel- und Norddeutschlands: Grundlagen für den Gebrauch vogelkundlicher Daten in der Landschaftsplanung. – In: IHW, Eching
- NEEF, E. (1977): »Destruktive Geographie«. Einige notwendige Bemerkungen zu G. Hard: »Die Geographie«. – In: Petermanns Geograph. Mitt. 121 (29) 138-140
- RAU, S., ZÖPHEL, U. (2000): Bestandssituation ausgewählter gefährdeter Tierarten in Sachsen - Jahresbericht 1999. – In: Naturschutzarbeit in Sachsen 42, 67-76.
- SCHMIDT, P. (1995): Naturschutz. Grundlagenmaterial zu Naturschutz-Vorlesungen an der Technischen Universität Dresden. – Institut f. Allg. Ökologie u. Umweltschutz

*Anschrift des Verfassers: PD Dr. Olaf Bastian, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Ast. »Naturhaushalt und Gebietscharakter«, Neustädter Markt 19 (Blockhaus), D-01097 Dresden, E-Mail: Olaf.Bastian@mailbox.tu-dresden.de.*

### **»Bobachten allein hilft nicht«**

*von Hans-Joachim Clausnitzer, Eschede*

Mir war die Berühmtheit des Dodos nicht so bewusst, dennoch las ich die Geschichte über den Vogel mit Interesse. Außer der Anmerkung, dass es noch mehr Tierarten gibt, die vom Menschen direkt ausgerottet wurden – ich denke dabei an den Beutelwolf oder das Quakka [sic!]–, möchte ich nicht weiter auf diesen Teil des Artikels eingehen. Vielmehr hat mich überrascht, was ich von Dodo lernen soll: Die Autoren formulieren die »Lernziele« in Abschnitt 7, die ich jedoch nicht nachvollziehen kann; schon die Grundlagen der Autoren erscheinen einseitig und nicht allgemein zutreffend.

Es wird die Diskrepanz zwischen den vollmundigen Programmen und Zielen des Naturschutzes und den tatsächlichen Möglichkeiten und Ergebnissen kritisiert. Eine solche Diskrepanz ist besonders bei den Naturschutzverbänden mitunter vorhanden, jedoch nicht nur auf den Naturschutz beschränkt, man findet sie ebenso bei Sportverbänden oder Gewinnerwartungen von Unternehmen und noch stärker bei den Programmen von politischen Parteien. Große Programme und Ziele sind sicher notwendig, um auch Realisierbares zu erreichen. Es entstehen keine Probleme dadurch, dass im Naturschutz ebenso wie in anderen Bereichen das Optimum nicht erfüllbar ist. Ohne große Ziele fehlt der Schwung für das Erreichbare.

Was verstehen die Autoren überhaupt unter schützenswerter Natur? Sie zählen hier nur Sekundärlebensräume und die Anstrengungen des Naturschutzes um deren Erhalt auf, die primären Lebensräume klammern sie völlig aus. Sie weisen auf das Scheitern der aufwändigen Programme um den Wiesenschutz, erwähnen jedoch mit keinem Wort erfolgreiche Maßnahmen, wie sie sich beim Schutz von Primärlebensräumen ergeben (Schutz und Wiederherstellung von Fließgewässern, Mooren, Erlenbrüchen, naturnahen Wäldern usw.). Hier wird als pars pro toto das Scheitern des Feuchtwiesenprogramms mit einem grundsätzlichen Scheitern aufwändiger Naturschutzprogramme schlechthin gleichgesetzt, was nicht zulässig ist. Allenfalls könnte man hier darauf hinweisen, dass die Bemühungen um Primärhabitats verstärkt werden sollten [CLAUSNITZER 1999], da es nicht möglich ist, alle ehemaligen Nutzungsformen heute ohne ökonomische Grundlage aufrechtzuerhalten.

Zu Recht werden Naturschützer aufgefordert, mehr zu beobachten, auf keinen Fall kann ich jedoch der These zustimmen, es nur beim Beobachten zu belassen. Wenn der Naturschutz nur beobachtet, dann heißt das noch lange nicht, dass dann nicht in die Natur eingegriffen wird. Lediglich der Faktor Naturschutz fällt dann weg, Land-, Forst- und Wasserwirtschaft, Straßenbauer und Städteplaner werden jedoch weiterhin eingreifen, auch die Jagd wird es tun. Alle diese Gruppen haben wie der Naturschutz neben Misserfolgen durchaus auch Erfolge. So gelingt es Jägern in bestimmten Gebieten sehr hohe Rotwildbestände zu halten, weil sie die gerne haben wollen, ebenso erzielen andere in der Landschaft tätigen Nutzer die von ihnen angestrebten

Ziele. Einzig der Naturschutz soll sich nach den Aussagen der Autoren zurückhalten und nur die Nebenprodukte (*side-effects*) von anderen Nutzern beobachten. Gegen diese Einstellung wende ich mich ganz entschieden. Ich kenne noch als Schüler einige der Moore in der Südheide in einem recht naturnahen Zustand, ab 1960 wurden dann fast alle diese Moore mit effektiven Entwässerungsgräben versehen, oftmals geschah dann nichts mehr, es handelte sich hier in vielen Fällen auch um Fehlinvestitionen. Nach einigen Jahren stockten auf den ehemaligen Moorstandorten nur noch rotfaule Fichtenmonokulturen, oder es hatten sich artenarme *Molinia*-bestände entwickelt. Hier hätte man dann in aller Ruhe die Entwicklung weiter beobachten sollen? Inzwischen sind durch Maßnahmen des Naturschutzes in mehreren Mooren die Wasserverhältnisse wieder verbessert worden, und die ursprüngliche Vegetation mit einem Großteil der typischen Tierwelt hat sich wieder eingestellt. Natürlich ist nicht das Optimum erreicht, und nicht alle Blüenträume des Naturschutzes konnten realisiert werden, dennoch sind die Erfolge nicht zu übersehen. Diese vom staatlichen oder privaten Naturschutz durchgeführten Wiedervernässungen hatten nichts mit »Aktionismus« oder mit »altertümlich bewahrenden« oder gar »zeitgeistig gestaltenden« Naturschutz zu tun – es ging um die Wiederherstellung der vom Menschen zerstörten naturnahen Lebensräume. Ohne diese Aktivitäten hätten wir heute in meiner Umgebung noch nicht einmal die Reste der ursprünglichen Moore erhalten, wenn man schon früher im Sinne der Autoren vom Dodo gelernt hätte. Dabei bilden die Moore nur ein Beispiel von vielen. So läuft zurzeit das Lutterprojekt recht erfolgreich, ein Naturschutzgroßprojekt zur Revitalisierung eines Heidebaches [ALTMÜLLER & DETTMER 2000].

Was ist eigentlich so schlimm daran, wenn sich bei einer Naturschutzmaßnahme Arten einstellen, mit denen man nicht gerechnet und die man nicht eingeplant hatte? 1977 schrieb GARVE vom Ende einer sehr langen Siedlungsperiode des Kranichs in der Südheide; inzwischen brüten wieder weit über zehn Paare allein im Landkreis Celle. Dabei brütet die Mehrzahl von ihnen in vom Naturschutz nicht extra für den Kranich vernässten Gebieten. Wir haben es hier also mit einem *side-effect* des Naturschutzes zu tun. Ohne diese Vernässungen würden viele Brutgebiete fehlen, die Ausbreitung des Kranichs alleine genügt da noch nicht.

Die Autoren beziehen sich in ihren Ausführungen hauptsächlich auf einen Naturschutz, der heute unrentable Wirtschaftsformen kopieren will und damit auf dauerhaft nur schwer zu realisierende Pflegeformen zurückgreift. Für diesen Bereich trifft ihre Kritik teilweise durchaus zu. Aber der Erhalt alter Landschaften kann – wie z.B. in der Lüneburger Heide – heute ökonomisch durchaus sinnvoll sein, denn hier tritt als neue Nutzung der Fremdenverkehr auf, der die Heidepflege wieder rentabel werden lässt. Aber man sollte nun nicht die Bemühungen aktiver Gruppen z.B. bei der Pflege von Orchideenwiesen als Aktionismus abtun. Das diesem nur pflegenden Naturschutz Grenzen gesetzt sind, ist wohl jedem klar. Die Bemühungen des Naturschutzes um Wiederherstellung von naturnahen Landschaften, in denen auch natürliche Prozesse unbeeinflusst ablaufen dürfen (Prozessschutz), die nach einer Initialphase ohne ständige Pflege bleiben, werden in dem Artikel nicht aufgegriffen. Entsprechend einseitig ist ihre Aussage, »dass schützenswerte Natur nicht planmäßig hergestellt werden kann, sondern immer nur side effect bestimmter Siedlungs-, Freiraum und Nutzungsstrukturen bleiben wird«. Die Autoren verkennen, dass es schützenswerte Natur auch ohne menschlichen Einfluss gibt. Hier kann man durchaus

auch planend nachhelfen, indem man die Einflüsse und Eingriffe des Menschen möglichst zurücknimmt und die Natur dann sich selbst überlässt.

Zuletzt noch ein Satz zur Motivation: Wenn ich mich – und damit kann ich auch einen großen Freundes- und Bekanntenkreis mit einbeziehen – für den Naturschutz einsetze, dann nicht wegen großartiger theoretischer Ziele (Artenvielfalt, intakte Ökosysteme, ökologisches Gleichgewicht usw.) oder gar wegen irgendwelcher Mythen – es geht vielmehr um eine egoistische Motivation: Wir möchten im Frühjahr Konzerte von Moor- und Laubfröschen hören, wollen dem Trompeten der Kraniche im Moor lauschen, uns im Sommer an den bunten Libellen erfreuen und eine Schlange am Moorrand sehen sowie Orchideen und Moorklilien fotografieren können. Und all das wollen wir möglichst in der unmittelbaren Umgebung, ohne weite Fahrten in entfernte Länder unternehmen zu müssen. Wenn wir den Vorschlägen der Autoren folgten, dann könnten wir das nicht, denn wir müssten mit dem vorlieb nehmen, was »Siedlungs-, Freiraum- und Nutzungsstrukturen« übrig lassen und was »Produktions-, Transport- und Pflegeroutinen« an »Biozönosen als Nebenprodukt mitproduzieren«. Aber das ist eventuell auch eine Frage des Anspruchsniveaus; ich möchte jedenfalls mehr als nur das, was bei anderen Nutzern an Natur unbeabsichtigt nebenbei abfällt.

## Literatur

- ALTMÜLLER, R. & DETTMER, R. (2000): Erste Erfolge beim Arten- und Biotopschutz für die Flussperlmuschel (*Margaritifera margaritifera* L.) in Niedersachsen. – In: Natur und Landschaft 75 (9/10) 384-388
- CLAUSNITZER, H.-J. (1999): Bedeutung von Primärhabitaten für die mitteleuropäische Fauna. – In: Naturschutz und Landschaftsplanung 31 (9) 261-266
- GARVE, E. (1977): Die Vögel der Südeide und der Allerniederung. 1. Teil Non-Passeriformes. – In: Celler Berichte zur Vogelkunde 3, 1-333

*Anschrift des Verfassers: Hans-Joachim Clausnitzer, Eichenstraße 11, D-29348 Eschede, E-Mail H.-J.Clausnitzer@t-online.de.*

## »Resigniertes Kopfschütteln«

*von Wolf-Peter Polzin, Bad Doberan*

Für jede wissenschaftliche Arbeit, jede Studie, selbst jede noch so simple Äußerung müssen, sollen sie eine entsprechend verständige Würdigung beanspruchen und auch finden wollen, wenigsten zwei methodische Grundvoraussetzungen gelten (unabhängig von der Korrektheit der inhaltlichen Information, s.u.): Die betrachteten Sachverhalte haben sich einer semantischen Hierarchie unterzuordnen, und das Instrument der Extra-/Interpolation muss sauber gehandhabt sein. Werden die jeweiligen Betrachtungsebenen nicht strikt voneinander getrennt, führt die Beurteilung fast immer zu Fehlschlüssen, weil entweder die Annahmen in einem beliebigen Kontext untereinander verrührt werden und/oder die Schlussfolgerungen in ein beliebig interpretier-, wenn nicht manipulierbares Ergebnis münden können. Von einem oder wenigen Beispielen ausgehend eine Antwort auf eine grundlegende Fragestellung fin-

den zu wollen, war schon immer eine Gratwanderung und, gelang es, ein Kunststück.

Unter diesem Aspekt lässt sich der Artikel so zusammenfassen: Weil einerseits der Mythos von der Ausrottung des Dodo durch den Menschen einer wissenschaftlichen Bewertung nicht mehr standhält, andererseits sich der Naturschutz gerade mit dem Dodo auf das zerstörerische Handeln des Menschen als Gefahr für die Natur beruft, ist der Naturschutz in eine tiefe Identitätskrise gestürzt, die ihn möglicherweise seiner Existenzberechtigung berauben könnte, jedenfalls dazu verleitet, selbst seine Niederlagen als Erfolge zu feiern. Sollte der Beitrag in diesem Sinne zu verstehen sein, haben sich die Autoren auf ein hochgefährliches Terrain begeben, auf dem sie, wie mir scheint, selbst ausgerutscht sind.

So spannend – und vielleicht sogar trefflich – sich die Abhandlung vom Dodo selbst liest, so irreführend sind sowohl die Annahmen (nämlich der Symbolcharakter des Naturschutzes) als auch die Ableitungen und Schlussfolgerungen. Bereits in der Einleitung werden die abstrakte und die konkrete Ebene sträflichst miteinander vermischt, so dass die Ahnung ob der Schlussfolgerungen das Weiterlesen dunkel überschattet. Dass es zwischen beiden Ebenen eine gewisse Grauzone gibt, die eine klare Differenzierung erschwert, ist zwar unstrittig. Dennoch hat der (an sich abstrakte) Naturschutz in seiner konkreten Ausprägung – jedenfalls in Form der Naturschutzgesetze – eine geschickte und durchaus transparente Abgrenzung gefunden: Abstrakt bleibt er in den Präambeln (§§ 1, 2 BNatSchG), konkret wird er bei den zu schützenden Objekten (etwa §§ 13-18, 20c BNatSchG, BArtSchV). Das kann insofern als hinreichende Konkretisierung im philosophischen Sinne verstanden werden, weil die jeweiligen Objekte entweder dank Definition oder über ihre (weitgehend zweifelsfreie) Artbeschreibung (wieder)erkennbar, mithin eindeutig fassbar werden.

Damit leuchtet sofort ein, dass der Naturschutz (was immer der Mensch subjektiv darunter verstehen mag) nie und nimmer ein Symbol schützen kann, sondern nur ein konkret fassbares Objekt. Geschützt wird aber nicht nur etwa die eine Wasserspinnne in dem Tümpel 3,27 km östlich von Bad Doberan, sondern alle Wasserspinnen in der gesamten Bundesrepublik Deutschland, mithin wird die o.g. »Grauzone« zwischen den beiden Ebenen elegant aufgelöst. Erst das gesamte Schutzregime des Gesetzes, das eine Vielzahl von Objekten in seinem Regelungsgehalt vereinigt, ermöglicht eine abstrakte Zusammenfassung unter dem ebenso abstrakten Oberbegriff »Artenvielfalt« als eine Zweckbestimmung des Gesetzes selbst – die Artenvielfalt ist ein Anliegen, ein Grundgedanke, nicht aber Schutzgegenstand. Gerade weil sich aber die (abstrakte) Natur nicht schützen lässt, geht schon die Basis der Überlegungen von MENTING & HARD ins Leere (wie weich der Boden ist, hat PICHT 1989 in einem fast verzweiferten Satz zusammengefasst: »Einen Begriff der Natur kann es nicht geben, aber es gibt ihn«; sehr lesenswert: v. LERSNER 1999). Naturschutz bedeutet schlicht nichts anderes als »Natur schützen«, was sofort die Frage eröffnet: »schützen wovor oder vor wem?«, wobei die Frage quasi die Antwort gleich mit liefert: »vor dem Menschen«. Punkt.

Allerdings liefert der heute geradezu individuell geprägte Naturschutz genügend Munition, ihn in sich selbst aufreiben zu lassen. Die Extinktionsgeschichte des Dodo ist nur ein, wenn auch ein außergewöhnlich emotionsgeladenes Beispiel dafür. Was immer an dieser 300-jährigen Legende wahr ist oder nicht: Wer als Naturschützer

ernst genommen werden will und sich dabei den Dodo vor den eigenen Karren spannt, ist selbst schuld, wenn daraus eine Retourkutsche wird. Sofern das der tiefere Kern bei MENTING & HARD ist, kann ihnen weitgehend unwidersprochen zugestimmt werden. Aber: Auch die zweite, diesmal konkrete, Grundthese ist schlicht falsch – der Dodo ist eben nicht Symbolfigur des Naturschutzes. Der Nestor der deutschen Naturschutzbewegung beispielsweise, Horst Stern, hat ihn in seinem umfangreichen Lebenswerk nicht ein einziges Mal auch nur erwähnt. Im Gegenteil: Der Gedanke wird erst durch eine mehr als zweifelhafte Begebenheit in den Rang einer Voraussetzung erhoben: Überraschend äußerte ein Teilnehmer einer stadttökologischen Exkursion ...

Dem gäbe es an sich nichts hinzuzufügen. Die Autoren postulieren allerdings eine weitere unhaltbare These, die sie durch wissenschaftliche Arbeiten zu bekräftigen suchen und dabei die »Artenvielfalt« als das Maß der Dinge ansetzen: Erst die Urbanisierung ursprünglicher Landschaften durch den Menschen hätte zu dem geführt, was wir heute als Artenvielfalt bezeichnen. Wer heute noch mit nichts als der reinen Artenzahl auftrumpfen will (um damit etwa das Ökosystem »Berlin« zum erstrebenswerten Ideal der Vielfalt mutieren zu lassen), übersieht nahezu das gesamte anerkannte Grundgerüst der Wissenschaft Ökologie. Wenn die Autoren dann aber noch den von MAXEINER & MIERSCH [2000] stammenden Satz »je größer die Metropole, desto reicher das Leben« unkommentiert, gar unbesehen, übernehmen und damit zu ihrer eigenen Auffassung machen wollen, dann sollten sie sich allerdings etwa folgende Aussage – nur damit die Seriosität der Quelle klar wird – auf der Zunge zergehen lassen: »Auf den damals aufgekauften Flächen leben heute Kröten, Kraniche und Kojoten« [MAXEINER & MIERSCH 2000]. Da bleibt dann nur resigniertes Kopfschütteln.

Naturschützer, die jetzt immer noch weiterlesen, erfahren, dass sie gewissermaßen unter einem Dodo-Syndrom, einer Art Todes-Angst leiden, ja schon einer Todes-Phobie, wenn sie vor der fortschreitenden Zerstörung der Natur warnen. Um nur ein Beispiel zu zitieren, das die Autoren längst nicht als Erste bemühen: Die Launen der Natur sind für die großen Sterben der Naturgeschichte verantwortlich; 99 % aller Arten sind auf natürlichem Wege, d.h. ohne Beteiligung des Menschen ausgestorben. Ja, und? ... möchte man da, Tränen in den Augen, ausrufen, was hat das denn mit dem Thema des konkreten Naturschutzes zu tun, vor allem mit der Art und Weise, in der der Mensch seit bestenfalls 6.000 Jahren die Natur seinen Bedürfnissen versucht anzupassen? Und selbst die 99 % natürlicherweise ausgestorbener Arten, als Zahl wohl eher unkritisch abgepinselt, bedeuten doch nichts anderes, als dass die verbleibenden 1 % dem Menschen zum Opfer gefallen sein sollen (was im Übrigen maßlos übertrieben sein dürfte). Wir rechnen nur kurz nach: Seit dem Erscheinen der ersten Organismen im Kambrium sind 600 Mio. Jahre vergangen; die letzten 6.000 Jahre, geprägt durch das menschliche Dasein, betreffen also einen Anteil von 0,001 % des mit Leben erfüllten Zeitraumes der Erdgeschichte. Angenommen, die 99 % (bzw. 1 %) seien korrekt, dann gelang es dem Menschen, nicht weniger als das – hochgerechnet – 1000-fache dessen zu liquidieren, was der Natur an »Ausrottung« gelang. Lebten, vorsichtig geschätzt, ca. 60 Mrd. Arten je auf der Erde (davon noch heute 0,01 % = 6 Mio.), so bedeutet 1 %, bezogen auf seine 6.000-jährige Existenz, 100.000 ausgemerzter Arten pro Jahr, summa summarum also 600 Mio.! Damit wäre die Erde schon seit Jahrhunderten klinisch tot (den Menschen selbst ein-



mal nicht mitgerechnet) – und die Ausblicke und Schlussfolgerungen können wir uns ersparen. Finstere Nacht.

## Literatur

LERSNER, H. von (1999): Zum Rechtsbegriff der Natur. – In: Natur und Recht (2)

MAXEINER, D. & MIERSCH, M. (2000): Lexikon der Öko-Irrtümer

PICHT, G. (1989): Der Begriff der Natur und seine Geschichte. – Stuttgart.

*Anschrift des Verfassers: Wolf-Peter Polzin, Untere Naturschutzbehörde, Landkreis Bad Doberan, August-Bebel-Straße 3, D-18209 Bad Doberan, E-Mail Wolf-Peter.Polzin@lk-dbr.de.*

## »Faken, nicht Mythen«

*von Walter Joswig, Laufen*

Wie kann man eine solche geharnischte Abrechnung mit »dem Naturschutz« (wer ist das eigentlich?) verstehen, der in Bausch und Bogen in die kreationistische Ecke gestellt wird? Der Ausblick am Ende des Beitrags sollte wohl versöhnlich stimmen: Man wollte ja nur durch Desillusionierung entlasten, Freiraum schaffen für eine distanzierte Beobachtung des eigenen Handelns.

Nein, Herr Menting und Herr Hard: Ihr Ausblick ist nicht ausreichend, um den Scherbenhaufen wieder aufzuräumen, den Sie einleitend hinterlassen haben. Antarktisvertrag und Walfangmoratorium, Serengeti und internationales Handelsübereinkommen für bedrohte Arten, oder, um im nationalen Rahmen zu bleiben, Nationalparke, ganzjährige Schonung der Greifvögel, Wiederansiedlung ausgerotteter Tierarten – alles nur »Symbole, d.h. Gegenstände, die auf etwas Bedeutsameres hinweisen, als sie selber sind«? Alles nur »Ideale, die nur im theoökologischen Kontext einen guten Sinn ergeben«?

Kommen wir doch von den Mythen zu den Fakten: Fakt ist, dass Gleichgewicht, Stabilität, Elastizität, Diversität u.a. Konzepte und Hypothesen der ökologischen Wissenschaft darstellen, wie man in der einschlägigen Literatur jederzeit nachlesen kann. Im Naturschutz wurden diese Konzepte nur genutzt, aber nicht erzeugt. Dass wissenschaftliche Hypothesen mit der Zeit verändert werden, ist nichts Neues, dass Naturschützer (wie auch Politiker!) im Gewoge unterschiedlicher Auffassungen vielleicht nicht immer top aktuell und richtig liegen, wer kann es Ihnen verdenken? Da weist WILSON [1992], einer der renommiertesten amerikanischen Ökologen, auf eine dramatische Gefährdung der globalen Artenvielfalt hin, während MÜLLER [1997], ein deutscher Biogeograph, das Artensterben für ein Konstrukt hält.

In dieser Spanne das Richtige zu erkennen und in angemessenes Handeln umzusetzen – denn Naturschutz ist eine Handlungsdisziplin –, mag wohl nicht so ganz einfach sein. Darum nehme ich es MENTING & HARD auch nicht übel, wenn sie selber den Fehler machen, den sie »dem Naturschutz« vorwerfen, nämlich sich unkritisch eine von mehreren Hypothesen zu Eigen zu machen: »Je größer die Metropole, desto reicher das Leben«.

Ich meine den von REICHHOLF übernommenen Hinweis auf die artenreiche Avifauna Berlins. Der Berliner Ornithologe WITT [1997], der die zugrunde gelegten Daten erhoben hat, sieht die Gründe für den Artenreichtum Berlins jedenfalls differenzierter: »Der Artenreichtum (Berlins) ist damit sowohl einer noch reichhaltigen Naturlandschaft zu danken als auch vielfältigen Bemühungen von Naturschutzverwaltungen, -verbänden und engagierten Bürgern, die dafür sorgten, dass wichtige Gebiete für die Arterhaltung als NSG, LSG oder sonst wie von Bebauung ausgenommener Fläche gesichert werden konnten. Das bedeutet, Berlin hat seinen Artenreichtum nicht etwa einem »laissez-faire« in naturschutzpolitischer Sicht zu danken, sondern im Gegenteil einem seit Jahrzehnten engagierten Umweltschutz.« – Also auch in Berlin ist Naturschutz nicht nur im »theoökologischen Kontext« gut.

Was lernen wir nun vom Dodo? Fakt ist, dass er ausgerottet wurde. Fakt ist auch, dass heute viele Arten ein ähnliches Schicksal erleiden könnten, weshalb es nicht falsch ist, auf das Aussterben der Dronte hinzuweisen: Kleine Populationen in zersplitterten Arealen, Faunenverfälschung, direkte Nachstellung durch den Menschen – die Situation des Dodo kann tatsächlich für die vieler heute gefährdeter Arten stehen [s. BIRDLIFE INTERNATIONAL 2000]. Ob die Tiere nun schlank oder kugelrund waren, erscheint mir nebensächlich, und dass es geschäftstüchtige Leute gibt, die rührselige Bücher und Dodo-Grabmale verhökern wie Gärtner Gartenzwerge, ficht mich als Naturschützer nicht an. Interessant ist jedenfalls der Hinweis, dass das Verschwinden des Calvaria-Baumes offenbar nicht mit der Ausrottung des Dodo im Zusammenhang steht. Denn auch hier wird deutlich, dass These und Gegenthese der wissenschaftlichen Literatur entspringen und nicht etwa »Mythen der Naturschützer« sind.

## Literatur

BirdLife International (Hg., 2000): Threatened Birds of the World. – Barcelona

MÜLLER, P. (1997): Allgemeines Artensterben – ein Konstrukt? In: Archiv für Naturschutz und Landschaftsforschung 36, 223-252

WILSON, E.O. (1992): Das Ende der biologischen Vielfalt. – Heidelberg

WITT, R. (1997): pers. Schreiben, veröffentlicht in der Mitgliederzeitschrift der Arbeitsgemeinschaft der amtlichen Fachreferenten für Naturschutz und Landschaftspflege in Bayern e.V., H. 16

*Anschrift des Verfassers: Dr. Walter Joswig, Bayerische Akademie für Naturschutz, Seethalerstraße 6, D-83410 Laufen, E-Mail fachbereiche.anl@t-online.de.*

## Stellungnahme der Autoren zu den zuvor angeführten Leserbriefen

### »Endlich schwadroniert ein Naturschützer nicht«

*von Georg Menting, Lippstadt, und Gerhard Hard, Osnabrück*

Die heftig kritisierenden Leserbriefe, die unser Dodo-Aufsatz provoziert hat, waren für uns eine freudige Überraschung. Wie die Schriftleitung uns mitteilte, sind sie

nach Umfang und Zahl ein Rekord für diese Zeitschrift. Die Leserbriefe befassen sich zum überwiegenden Teil mit dem Kapitel »Schlussfolgerungen«, das nur etwa ein Siebtel unseres Textes ausmacht und das wir überhaupt erst auf ausdrücklichen Wunsch des Schriftleiters Herrn JEDICKE hinzugefügt haben. Die heftigen Reaktionen haben uns *überrascht*, weil unsere Abschlussthese andernorts (und keineswegs nur von uns) schön öfter formuliert worden sind, ohne vergleichbare Reaktionen auf sich zu ziehen.

Aber warum haben wir uns *gefremdet*? Vor allem, weil alle von uns angesprochenen Mythen und Reflexionsverweigerungen des Naturschutzes in diesen Leserbriefen voll präsent sind – was im Nachhinein auch die ersten sechs Siebtel unseres Textes mehr als sinnvoll erscheinen lässt, in denen wir am Beispiel des Symbolvogel »Dodo« verschiedene Naturschutzmythen herausgearbeitet haben. Dass wir die Naturschutzmythen an der Rezeptionsgeschichte des Dodo aufgezeigt und analysiert haben, hängt allerdings weniger – wie POLZIN vermutet – mit seiner zufälligen Erwähnung während einer stadttökologischen Exkursion zusammen, sondern vielmehr damit, dass beim Dodo die grundlegenden Mythen des Naturschutzes besonders pathetisch erzählt werden. Genauso gut hätten wir von gefährdeten oder vom Aussterben bedrohten Bibern, Ottern, Störchen oder Orchideen (aber eben nicht von Silberfischen, Hausstaubmilben, Katzenflöhen oder Wasserratten) reden können. Auch Naturschützer, die den Dodo bisher nicht vor ihren »eigenen Karren« (POLZIN) gespannt oder kaum zur Kenntnis genommen haben (CLAUSNITZER), umranken ihre Objekte immer wieder mit den selben Mythen.

Gesamtmythos und trotzigere Reflexionsverweigerung des Naturschutzes treten uns z. B. schon in der Definition des Naturschutzes entgegen, wie sie z. B. von POLZIN angeboten wird: »Naturschutz bedeutet schlicht [!] nichts anderes als ‚Natur schützen‘, was sofort die Frage eröffnet: ‚schützen wovon oder vor wem?‘, wobei die Frage quasi die Antwort gleich mit liefert: ‚Vor dem Menschen‘. Punkt [!]«. Dabei müsste doch gerade dem Vertreter einer Unteren Naturschutzbehörde schon tausendmal aufgefallen sein: Wo immer der Naturschutz schützt, schützt er immer eine schützenswerte, weil symbolschwangere Natur 1. Klasse auf Kosten einer nicht schützenswerten Natur 2. Klasse, und zwar niemals ‚vor dem Menschen‘, weil normalerweise zumindest in Mitteleuropa beide Naturen Produkte menschlicher Kultur sind.

Insofern ist aller Naturschutz immer auch Naturzerstörung. Orchideen ja, Brennessel und Klettenlabkraut nein, und wenn schon Brennesseln (z. B. wegen der Raupen), dann jedenfalls nicht da, wo Orchideen geschützt werden sollen – und auf keinen Fall Vogelknöterich, weil der fast überall vorkommt. Sogar der gleiche Gegenstand kann für den Naturschutz mal Natur, mal Unnatur, mal Kraut, mal Unkraut, mal Tier und mal Untier sein: In einem Fall werden vom Naturschutz Hecken und Bäume angepflanzt, um Beutegreifern wie Mardern oder Rabenvögeln Unterschlupf zu bieten, im anderen Fall werden (wie z. B. im Feuchtwiesenschutzprogramm) Hecken und Bäume vernichtet, um den selben Beutegreifern, den Unterschlupf zu entziehen, weil es heißt, dass sie den Bruterfolg von Wiesenvögeln gefährden. CLAUSNITZER fragt in diesem Zusammenhang, was eigentlich so schlimm daran sei, wenn sich bei solchen Naturschutzmaßnahmen andere Arten als geplant einstellen. Unsere Antwort: Gar nichts, es sei denn, der Naturschutz schreibt diese ungeplanten »Erfolge« seinen Projektmaßnahmen zu.

Fast alle Autoren formulieren grandiose Zielsetzungen für den Naturschutz: BASTIAN will z. B. »ökologisch funktionsfähige, nachhaltig nutzbare, biologisch mannigfaltige und ästhetischen Anforderungen genügende (Kultur-)Landschaft« erhalten und entwickeln. Demgegenüber gesteht CLAUSNITZER zu: Es gehe dem wirklich motivierten Naturschützern von Hause aus gar nicht um »großartige theoretische Ziele (Artenvielfalt, intakte Ökosysteme, ökologische Gleichgewichte usw.)«, die man nach unserer Auffassung allerdings besser »Mythen« als »Theorien« nennen sollte; es gehe vielmehr z. B. darum, Frösche zu hören, Kranichen zu lauschen, Schlangen, Orchideen und Moorlinien zu fotografieren – »und all das (...) möglichst in der unmittelbaren Umgebung«. Endlich schwadroniert ein Naturschützer nicht, sondern redet Klartext, und was dabei herauskommt, ist eine Art von durchaus sympathischen, heimatorientierten Raritätensammler, der den ideologischen Überbau an pseudoökologischen Sprechblasen vernünftigerweise nicht so tierisch ernst nimmt.

Über die Frage, welche Arten vor »unserer Haustüre« vorkommen sollen oder welche Arten in Mitteleuropa schützenswert sind, wird unter Naturschützern inzwischen heftig gestritten – und zwar nicht nur wie POLZIN glaubt wegen individuell (oder auch professionell) abweichender Vorlieben. Dies belegt eindrücklich die von FLADE [1998] in seinem Aufsatz »Kleiber oder Wiedehopf« aufgeworfene Grundsatzfrage, ob der Naturschutz in Mitteleuropa bisher die falschen Vogelarten geschützt hat. Den Naturschützern scheint es nicht viel anders als den Briefmarkensammlern zu gehen, die außer ihrem leidenschaftlichen Interesse für gezähnte Wertmarken aus Papier wenig verbindet. Der eine ist auf Briefmarken aus Polen, der andere auf solche aus Mauritius spezialisiert, der eine sammelt nur Tier-, der andere nur Flugzeugmarken und fast alle haben eine Vorliebe für seltene Marken – aber keiner käme auf die Idee, dass es darum geht, ein Kultur- oder Naturerbe oder gar Natur und Menschheit zu retten. Demgegenüber ist für Naturschützer geradezu charakteristisch, dass sie ihre Liebhabereien ständig zu Überlebensfragen aufwerten [vgl. hierzu auch PRECHT 2000]. Nüchtern betrachtet, hängt dies weniger damit zusammen, dass sie sich im Unterschied zu Briefmarksammlern für Lebewesen interessieren, sondern vielmehr damit, dass sie sich an einem idealisierten und romantisch verklärten Naturbegriff berauschen.

An den ausschweifenden und verworrenen wissenschafts- bzw. naturschutztheoretischen Ausführungen von POLZIN ist nur eines erwähnenswert: Sie zeigen, dass er einen völlig falschen Begriff von dem hat, was ein Symbol ist und leistet. Der Naturschutz, sagt er z. B., könne »nie und nimmer ein Symbol schützen, sondern nur ein konkret fassbares Objekt«. Nur die abstrakten Präambeln der Naturschutzgesetze seien symbolisch, aber die zu schützenden Objekte seien immer konkret und *nie-mals* Symbole. Das ist eine absurde Aussage: Denn Symbole sind konkrete Objekte, die auch noch auf etwas Höheres, Größeres und Wertvolleres hinweisen und daran teilhaben. Genau dies belegt POLZIN ungewollt: Er führt als Beispiel für ein angeblich nichtsymbolisches Schutzobjekt ausgerechnet die derzeit symbolträchtigste aller Spinnen an, nämlich die Wasserspinne (*Argyroneta aquatica*), die gerade zur ersten Spinne des Jahres gekürt worden ist und in den einschlägigen Werbetexten des Naturschutzes zu einer bambi- und barbiefizierten Spinnen-Diva, d. h. einem vermarktbareren Symbol aufgebaut worden ist (man lese dies z. B. in den LÖBF-Mitteilungen 2000, H. 3 selber nach). Das muss man als eine beachtliche Symbolisierungsleistung des Naturschutzes anerkennen, schließlich geht es hier um Spinnen und nicht

um Orchideen. Die symbolische Aufwertung von Spinnen gestaltete sich aber offenbar so schwierig, dass man auf die ökologisch ungewöhnlichste unter den weltweit 35000 Spinnenarten, nämlich die einzige Unterwasserspinnne zurückgreifen musste, die mit der Lebensweise der 34.999 ›gewöhnlichen‹ Spinnenarten am wenigsten zu tun hat.

CLAUSNITZER wirft uns vor, dass wir einen beschränkten Begriff von »schützenswerter Natur« haben, denn wir bezögen uns nur auf »Sekundärlebensräume«, d. h. Räume, wo der Naturschutz gezwungen sei, »unrentable Wirtschaftsformen« zu kopieren und »auf dauerhaft nur schwer zu realisierende Pflegeformen« zurückgreifen muss. Dort treffe unsere Kritik »teilweise durchaus zu« – aber nicht für jene »Primärlebensräume«, denen sich der Naturschutz heute verstärkt annehme und annehmen sollte. Wir haben von diesem Schutz der ›Primärlebensräume‹ deshalb nicht gesprochen, weil wir die Naturschutzprogramme für ›Primärlebensräume‹ im Normalfall noch schlimmer finden. Schon der Ausdruck ›Primärlebensraum‹ ist in Mitteleuropa ein Naturschutzmythos, der unter anderem dazu genutzt wird, auch hier die Devise durchzusetzen: Leute raus, Experten rein.

In Wirklichkeit handelt es sich, wie auch jeder Naturschützer wissen kann, in den weitaus meisten Fällen um Tertiär- oder sogar Quartärlebensräume (von der stillgelegten Kiesgrube über den aufgelassenen Tagebau bis hin zum ›renaturierten‹ Fluss); kurz um sich selbst überlassene Kultur- und Ausbeutungsbrachen, d. h. künstliche Wildnisse. Selbst ein nordwestdeutscher Hochmoorrest (eines der letzten dem Naturschutz in Mitteleuropa noch verbliebenen Urbilder eines ›ursprünglichen‹ Lebensraumes) bekommt bekanntlich eine Stickstoffmenge aus der Luft, die noch in den 1930er Jahren das erstrebenswerte Ziel einer landwirtschaftlichen Volldüngung war – und ein solcher wiedervernässter überdüngter Hochmoorrest soll dann ein ›Primärlebensraum‹ sein? Was würden wir uns wünschen? Vor allem, dass der Naturschutz nicht idealisierend über die ›Ursprünglichkeit‹ von sogenannten ›Primärlebensräumen‹ daherredet, auch hier seine mythenbildende Phantasie zügelt und genau beobachtet, ob bei der Produktion und/oder Okkupation von Kulturbrachen durch Naturschutzbehörden wirklich etwas Positives herauskommt – und vor allem auch für wen.

POLZIN wendet viel Rechenkunst auf, um eine der übelsten Mythen des Naturschutzes zu retten, nämlich den Mythos von der Bösartigkeit des Menschen gegenüber einer prinzipiell gutartigen Natur. Dazu benutzt er unsere Bemerkung, dass »über 99% aller Arten, die jemals gelebt haben, auf natürliche Weise, ohne Beteiligung des Menschen ausgestorben sind«. Von 99 % (statt von den bei uns angeführten über 99%) ausgehend, versucht er den Vernichtungsbeitrag der Natur zu beschönigen, indem er ihn vor dem naturhistorisch betrachteten sehr kurzen Zeitraum menschlicher Existenz relativiert. Er kommt dabei zu dem – auch für ihn selbst absurden – rechnerischen Ergebnis, dass die vom Menschen verursachte Aussterberate, die natürliche um das 1000-fache übersteige. Jenseits aller Milchmädchenrechnungen dieser und ähnlicher Art war die Intention unserer Aussage doch wohl für jeden fairen Leser klar: Wir wollten mit Blick auf den Naturschutzmythos vom naturzerstörenden Menschen an die verheerenden Wirkungen der Natur selber erinnern – und deren Vernichtungsbeitrag wird in der evolutionsbiologischen und paläontologischen Literatur mit über 99 % bis zu 99,99 % angegeben [vgl. z. B. MAYR 2000].

Überdies ist es ziemlich ahnungslos paläontologische Zahlen nicht als Tendenzen zu lesen. Die genannten Zahlen über naturgeschichtliche Aussterberaten beruhen nämlich – ebenso wie die um den Faktor 50 voneinander abweichenden Angaben über die gegenwärtige Artenvielfalt und das gegenwärtige Artensterben – auf Hypothesen, die zwar nicht alle beliebig, aber alle angreifbar sind. Es fällt auf, dass sich der Naturschutz unter all den kursierenden, unsicheren Hypothesen immer genau diejenigen herauspickt, die in sein kulturpessimistisches Weltbild passen; und dann werden diese Fragwürdigkeiten auch noch zu abgesicherten Grundlagen und Rechtfertigungen naturschützerischen Handelns gemacht. Dies zeigt z. B. BASTIANS Feststellung: »Die Wissenschaftlergemeinschaft ist sich darin einig, dass das gegenwärtige Artensterben katastrophale Züge angenommen hat, größtenteils vom Menschen verursacht wird und für die Menschheit letztlich eine Tragödie darstellt«. JOSWIG stellt insofern schon fast eine rühmliche Ausnahme dar, als er mit seinem Literaturhinweis auf MÜLLER [1997] wenigstens zur Kenntnis nimmt, dass die gegenwärtige anthropogen verursachte »dramatische Gefährdung der globalen Artenvielfalt« ein hypothetisches »Konstrukt« ist, das in Wirklichkeit auch inexistent sein könnte. Leider kommt er aber nicht auf die Idee, dass die »Konzepte« von Gleichgewicht, Stabilität, Diversität usw. zumindest in dem Sinne, wie sie der Naturschutz verwertet, mindestens ebenso fragwürdige Konstrukte sind [vgl. z. B. schon REMMERT 1989].

JOSWIG ist auch insofern ein echter Naturschützer, als er dazu neigt, die absurdesten Hypothesen zu unterstützen, sofern sie dem Naturschutz zugute kommen: So, wenn er die von uns betonte, lange bekannte reichhaltige Naturlandschaft der Verdichtungsräume (sowohl in faunistischer wie floristisch-soziologischer Hinsicht), die der Naturschutz aufgrund seiner städtefeindlichen Gründungsmythen so lange glatt gezeugnet hat, nun als Ergebnis »engagierter Naturschutzpolitik« in den Großstädten hinstellen möchte. Es fehlte nur noch, dass JOSWIG behauptete, auch der Niedergang der altindustriellen Verdichtungsräume (und der Aufgang der schützenswerten Industriebrachen) sei ein später Sieg »engagierter Naturschutzpolitik« in ihrem langen Kampf gegen den Moloch Großstadt und die naturzerstörerische Industrie. Ebenso zeigt BASTIANS Auffassung, dass die Reste naturnaher Biotope wie Feuchtwiesen, Magerasen und Gewässer für den Artenreichtum der Städte verantwortlich sind, dass ein echter Naturschützer sich echte Artenvielfalt nur in Verbindung mit Elementen oder Relikten vorindustrieller Landschaften vorstellen kann und sich daher schwer tun muss, die biologische Alpha-, Beta- und Gamma-Diversität der Städte zu akzeptieren und als eigenständiges Phänomen zu begreifen.

POLZIN verschließt sich dem städtischen Artenreichtum, in dem er – auf eine nur noch als böse zu bezeichnende Weise – die von uns angeführten Autoren MAXEINER & MIERSCH [2000] fachlich abqualifiziert. Um die Autoren lächerlich zu machen, zitiert er aus deren Bestseller »Lexikon der Öko-Irrtümer« folgenden Satz: »Auf den damals aufgekauften Flächen leben heute Kröten, Kojoten und Kraniche«. Die aus dem Zusammenhang gerissene Bemerkung bezieht sich aber keinesfalls, wie der Leser angesichts von POLZINS »resigniertem Kopfschütteln« glauben könnte, auf Mitteleuropa, sondern – wie aus dem Kontext unmissverständlich hervorgeht – auf Nordamerika, und dort ist diese Artenkombination selbst auf stadtnahen Flächen nicht auszuschließen, weil z. B. Kojoten auch in Vorstädten auf Beutejagd gehen. Außerdem dürfte den meisten Lesern kaum entgangen sein, dass die Aufzählung der Arten hier auch vom stilistischen »Luxus« eines Stabreimes beeinflusst ist. Im übrigen beurteilt der langjährige BUND-Vorsitzende WEINZIERL das Buch ganz anders

als POLZIN: »Vielleicht hätten die Umweltverbände ein Buch dieser Art selber schreiben sollen« [zit.nach [www.maxeiner-miersch.de /lexikon-oeko-irrtuemer.htm](http://www.maxeiner-miersch.de/lexikon-oeko-irrtuemer.htm)].

CLAUSNITZER merkt an, dass die von uns betonte Diskrepanz zwischen den vollmundigen Programmen und den tatsächlichen Ergebnissen nicht etwas Naturschutzspezifisches sei und nicht (nur) negativ beurteilt werden dürfte: Diese Diskrepanz gebe es überall und sie sei geradezu motivierend. Diese Analogie hinkt: Im Gegensatz zu anderen Unternehmungen, die CLAUSNITZER nennt, sind die Maßstäbe des Naturschutzes völlig beliebig, so dass sein Erfolg und Misserfolg letztlich überhaupt nicht messbar ist. Und das ist zugleich der Grund dafür, dass die Ziele des Naturschutzes häufig in den Himmel wachsen und von Misserfolgen kaum mehr diszipliniert werden können. Die Beliebigkeit des Naturschutzes bestätigt sich auf Schritt und Tritt: Man schlägt eine Naturschutzzeitschrift auf und erfährt, dass ein Regenrückhaltebecken, das als Gewässerausbaumaßnahme ein schwerer Eingriff und daher ausgleichspflichtig war, nun als »verkannter Lebensraum« vorgestellt wird, weil dort seltene Moose entdeckt wurden, die nur deshalb dort wachsen, weil der Naturschutz *nicht* auf naturnahe Begrünung (mit Gehölzen) bestanden hatte. Deshalb schlägt der Autor vor, künftig Gehölze (als Natur 2. Klasse) zugunsten der Moose (als Natur 1. Klasse) zu entfernen [vgl. SOLGA 2001]. Man kann nur gespannt sein, was künftige Schleimpilzforscher oder Spinnenexperten dort aufgrund ihrer Roten Listen vorschlagen werden. Sicher ist aber folgendes: Je mehr Rote Listen, umso beliebiger wird der Naturschutzbetrieb und seine Unterschutzstellungen.

BASTIAN kritisiert unsere Einschätzung, dass die ökologische Einnischung der Arten nicht so eng sei, wie vom Naturschutz häufig vermutet würde. Er bemerkt, dass der Storch neben Fröschen und Großinsekten schon immer Mäuse gefressen habe und sein Rückgang zeige, dass es ihm zumindest in den alten Bundesländern an geeigneten Lebensräumen fehle. Dass es dem Storch in Mitteleuropa bisher noch nicht gelungen ist, eine neue Nische zu erobern, wird von uns nicht bestritten, hat aber weniger mit Lebensraumveränderungen als mit klimatischen Ansprüchen zu tun [vgl. KUNZ 1999]. So profitieren auch die stärkeren Populationen in den neuen Bundesländern – wie BASTIAN selbst berichtet – nicht nur vom vorhandenen Feuchtgrünland, sondern durch Zuzüge aus [dem kontinentaleren] Osteuropa. Und dort hat eine Storchpopulation – wie kürzlich in den Medien berichtet wurde – damit begonnen, sich nicht nur von Amphibien und Kleinsäugetern, sondern auch von jungen Enten, Gänsen und Hühnern zu ernähren. Die betroffene Dorfbevölkerung betrachtet die symbolträchtigen Störche daher inzwischen nicht mehr als Glücksbringer, sondern als dreiste, aggressive Räuber. Der Ökologe REICHHOLF [1996] zur auffälligen Flexibilität der Arten: »Die Säugetiere, zumal die größeren, sind wie auch die Vögel, viel plastischer und weitaus weniger ›nischenabhängig‹, als das sogar Fachbücher der Ökologie vorgeben«. Genau deshalb haben wir in unserem Artikel bemerkt, dass die Arten oft flexibler sind als diejenigen, die sie schützen wollen.

Alle Leserbriefverfasser wehren sich heftig gegen unsere Empfehlung, der Naturschutz soll sich vornehmlich aufs Beobachten beschränken und beharren auf einen aktiv eingreifenden Naturschutz. Wir halten dagegen, dass in städtischen Verdichtungsräumen der Artenreichtum ohne aktives Eingreifen des Naturschutzes zustande gekommen ist und die Beobachtung solcher Verdichtungsräume daher geeignet ist, dem Naturschutz Nachhilfe in Sachen »effektiver Artenschutz« durch »Laissez-faire« zu geben. Auch die mehrmals in den Leserbriefen (BASTIAN, JOSWIG) betonte,

ausgesprochen positive Wirkung der internationalen Artenschutzabkommen ist zumindest fragwürdig. Schon manches dieser Abkommen ist zum »Artenkiller« geworden, weil ein strenger Schutz die Preise explodieren lässt und den illegalen Handel sowie den Aufbau mafioser Strukturen vorantreibt [vgl. z. B. LUGGER 2000]. Es sollten daher auch die unerwünschten Nebenwirkungen solcher Abkommen beobachtet werden. Dies ist am ehesten gewährleistet, wenn der Naturschutz dazu übergehen würde, sich (bzw. die Ergebnisse seiner Maßnahmen) nicht immer selbst evaluieren würde.

Überdies bestreiten wir nicht, dass der hochsubventionierte Vernichtungsfeldzug der Intensivlandwirtschaft in Mitteleuropa ein gewaltiges Umweltproblem darstellt, das geradezu nach aktivem Eingreifen schreit. Wir bezweifeln aber, dass Schutzgebiete und von betriebswirtschaftlichen Strukturen losgelöste Extensivierungskonzepte – selbst wenn sie wie im nordrhein-westfälischen Feuchtwiesenschutzprogramm von erheblicher Größe, finanzieller Ausstattung sowie Regelungs- und Maßnahmendichte sind – geeignete Mittel darstellen, um diese Probleme zu lösen. Was hier gefragt ist, sind keine räumlichen Okkupationen und naturschutztechnischen Programme (mit denen sich sowieso nur ein Teil der Umweltprobleme beeinflussen lässt), sondern vor allem auch politisches Engagement. Eine solche Vorgehensweise hätte allerdings zur Folge, dass der Naturschutz, wenn er sich auf das Feld politischer Flächenutzungskonflikte begibt, als ein partikuläres Interesse unter vielen anderen partikulären Interessen entlarvt würde und das falsche Bewusstsein ablegen müsste, er diene per se und immer schon »dem« Allgemeinwohl, »der« Natur und »der« Menschheit.

Abschließend eine kurze Bemerkung zu dem von BASTIAN gegen uns erhobenen Vorwurf des »subjektiven Idealismus«. Dies war eine Standarddenunziation der alten DDR-Wissenschaftskader gegenüber »bürgerlichen Wissenschaftlern« im Westen, vor allem wenn, die sich unterstanden, die Pseudo-Objektivität der in der DDR herrschenden Ideologien zu analysieren. Eigenartig, wie sich gewisse denunziatorische Usancen über die Generationen hin (von NEEF zu BASTIAN) vererben.

## Literatur

- FLADE, M. (1998): Neue Prioritäten im deutschen Vogelschutz: Kleiber oder Wiedehopf. – Der Falke, 348-355
- KUNZ, W. (1999): Weißstorch. – In: Harenberg, Enzyklopädie der Tiere. – Dortmund, 688-689
- LUGGER B. (2000): Mafiose Strukturen. Strenger Artenschutz treibt die Preise für exotische Tiere und Pflanzen in die Höhe. – Focus (15) 218-220
- MAYR, E. (2000): Das ist Biologie. Die Wissenschaft des Lebens. – Heidelberg
- MAXEINER, D. & M. MIERSCH (2000): Lexikon der Öko-Irrtümer. Fakten statt Umweltmythen. –Zürich
- PRECHT, D.P. (2000): Was sind sie uns wert? – In: FAZ vom 8.04.2000
- REICHHOLF J. H.(1996): Comeback der Biber. – München
- REMMERT, H. (1989): Ökologie – Ein Lehrbuch. – Berlin
- SOLGA, A. (2001): Regenrückhaltebecken – Verkannte Lebensräume seltener und gefährdeter Moosarten. – Natur und Landschaft 76 (1) 23-25



*Anschrift der Verfasser: Dipl.-Geogr. Georg Menting, Leipziger Ring 55, D-59558 Lippstadt, E-Mail: geo-men@gmx.de; Prof. Dr. Gerhard Hard, Universität Osnabrück, Fachgebiet Geographie, Seminarstr. 20, D-49069 Osnabrück*

Aktualisierte Fassung, Dezember 2004